

Foto: Berit Schlüter, IceCube/NSF

In unmittelbarer Nähe des geografischen Südpols hat Physik-Doktorandin Berit Schlüter mitgeholfen, ein technisches Upgrade für das „IceCube“-Neutrino-Observatorium zu installieren. Es sei eine anstrengende und fantastische Erfahrung gewesen, die Technik, die am Institut für Kernphysik geplant und gebaut worden war, ins Eis zu bringen, berichtet sie in einem Gastbeitrag auf [Seite 4](#).

Wissenschaft unter Beschuss

Wie der Krieg gegen die Ukraine Forschung, Lehre und internationale Kooperationen verändert

VON KATHRIN KOTTKE

Vier Jahre Krieg: Der russische Angriff auf die Ukraine hat mehrere Zehntausend Opfer gefordert und massive Zerstörungen hinterlassen. Betroffen sind Wohnungen, Krankenhäuser, Schulen, Kultureinrichtungen und das Wissenschaftssystem. Laut einer UNESCO-Analyse aus dem Jahr 2024 mussten 44 Universitäten ihren Standort wechseln, rund 1.500 Gebäude von 177 Institutionen wurden zerstört oder beschädigt. Während die Verteidigungsausgaben steigen, sind die staatlichen Mittel für Bildung stark gesunken. Zugleich verließen zehntausende Forscherinnen und Forscher ihre Heimat und suchten im Ausland Schutz und Arbeitsmöglichkeiten.

„Umso beeindruckender ist es, wie viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in der Ukraine weitermachen“, betont Prof. Dr. Ricarda Vulpius, Expertin für osteuropäische Geschichte an der Universität Münster. So verlegte die Universität Charkiw unmittelbar nach Beginn des Großangriffs ihre Lehre in Kellerräume. Die Forschung läuft weiter – oft unter extremen Bedingungen.

Auch an der Universität Münster sind die Folgen des Krieges spürbar. Dr. Larysa Kovbasyuk, eine aus Cherson geflüchtete Professorin, arbeitet seit fast drei Jahren am Germanistischen Institut der Uni Münster. „Der Krieg und die permanente Sorge um meine Familie haben meine wissenschaftliche Arbeit tiefgreifend verändert. Tempo, Konzentration und Perspektive haben sich verschoben“, sagt sie. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt heute auf Kriegssprache, Erinnerungskultur und Migration. Förderprogramme und Initiativen wie „Ukrainian Studies in Münster“ ermöglichen Austausch und Sichtbarkeit. Gleichzeitig weist sie darauf hin, dass es für Universitäten sehr mühsam und aufwendig ist, internationale Kooperationen einzugehen, beispielsweise wenn sie von der Frontlinie in den Westen verlegt wurden oder sich dort befinden. „Das ist sehr schmerzhaft“, betont Larysa Kovbasyuk.

Parallel dazu haben sich die Rahmenbedingungen für die Zusammenarbeit mit Russland grundlegend verändert. Durch das Russland-Embargo wurden Koope-

rationen mit russischen Hochschulen erschwert und Forschungsprojekte sowie der Studierendenaustausch ausgesetzt. „Es gibt keine pauschalen Verbote für die Zusammenarbeit“, erklärt Frederike Milde, Abteilungsleiterin Beteiligungscontrolling, Steuern und Exportkontrolle. „Doch wir müssen einen aufwendigen Hintergrundcheck von russischen Gästen durchführen. Je nach Forschungsgebiet häufig mit Einbezug des Bundesamts für Wirtschaft und Exportkontrolle.“ Dabei wird unter anderem die Nähe zu staatlichen Institutionen, zum Militär oder zu sanktionierten Unternehmen sowie der Forschungseinsatz an der Universität selbst geprüft. Rund 20 Fälle pro Jahr beträfen diese Verfahren, besonders komplex seien sie in den Naturwissenschaften und der Medizin.

Auch für russische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler hat der Krieg gravierende Folgen. Prof. Dr. Elena Marasina, die bis Sommer 2022 an der Higher School of Economics in Moskau tätig war, musste aufgrund politischer Äußerungen und anschließender Bedrohungen fliehen.

Aktuell forscht sie in der Abteilung für osteuropäische Geschichte. „Die russische Geschichte ist einer der Wissenschaftsbereiche, die am stärksten von den tragischen Ereignissen der letzten vier Jahre betroffen sind. Viele Einrichtungen, die es russischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern einst ermöglichten, internationale Kontakte zu pflegen, wurden aufgelöst – etwa das Deutsche Historische Institut in Moskau“, berichtet sie. Umgekehrt hätten Historiker aus anderen Ländern nicht mehr die Möglichkeit, in russischen Archiven zu arbeiten oder sich mit ihren russischen Kollegen wissenschaftlich auszutauschen.

Ricarda Vulpius sieht trotz allem einen bleibenden Effekt: ein gewachsenes Bewusstsein für Wissenschaftsfreiheit und institutionelle Resilienz. „Wenn geflüchtete Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in Deutschland oder anderen europäischen Ländern lehren und forschen können, werden Netzwerke gestärkt, die in Friedenszeiten weitergeführt werden können“, sagt sie.

Mehr zu diesem Thema lesen Sie auf [Seite 8](#).



Foto: Peter Leßmann

Auszeichnung für vier Projekte

Das Rektorat würdigte beim Neujahrsempfang herausragendes Engagement – alle Preisträgerinnen im Porträt.

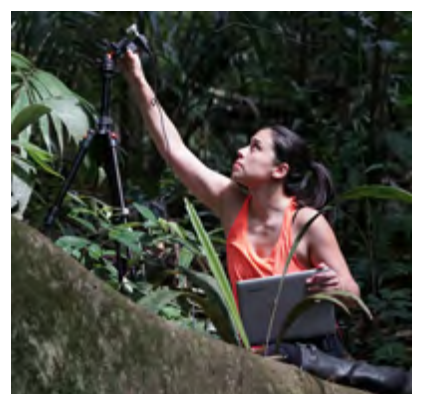
SEITE 3



Ein fruchtbarer Prozess

Translationale Forschung bringt Ergebnisse aus dem Labor direkt zu den Menschen. Eine Themenseite gibt Einblicke.

SEITEN 6/7



Zweite Heimat im Regenwald

Ahana Fernandez leitet eine Emmy-Noether-Gruppe in der Abteilung für Verhaltensbiologie.

SEITE 9

PODCAST

Das Völkerrecht im Fokus

Ist das Völkerrecht unbedeutend oder wichtiger denn je? „Für einen Abgesang ist es zu früh, wenngleich sich die globale Weltordnung angesichts zahlreicher völkerrechtswidriger Konflikte in einer Krise befindet“, betont der Rechtswissenschaftler Prof. Dr. Niels Petersen. In der neuen Folge des „Umdenken“-Podcasts der Universität Münster plädiert der Experte für öffentliches Recht, Völker- und Europarecht sowie empirische Rechtsforschung dafür, dass Deutschland seine Partnerschaften ausbaut, um unabhängiger von den USA zu werden.

KURZNACHRICHTEN

ISLAMISCHER RELIGIONSUNTERRICHT

Der islamische Religionsunterricht an den nordrhein-westfälischen Schulen wird von den Schülern als motivierend, alltagsrelevant und positiv fürs Schulklima wahrgenommen. Das ist das Ergebnis einer Studie, die der Leiter des Zentrums für Islamische Theologie an der Universität Münster, Prof. Dr. Mouhanad Khorchide, kürzlich im Düsseldorfer Landtag vorstellte. Befragt wurden 353 Schülerinnen und Schüler sowie 60 Lehrkräfte mittels Fragebögen, hinzu kamen 45 Interviews. Den Abschlussbericht ist online zu finden: uni.ms/6wj2r.

NEUE FORSCHUNGSGRUPPE

Immer mehr menschliche Entscheidungen und Handlungen werden durch künstliche Intelligenz unterstützt, ergänzt oder sogar ersetzt werden. Welche konkreten Auswirkungen hat KI auf unsere Gesellschaft und speziell auf unser Rechtssystem? Dieser Frage wird sich eine neue Forschungsgruppe an der Universität Münster widmen, die die Deutsche Forschungsgemeinschaft mit 4,5 Millionen Euro unterstützt. Beteiligt sind zahlreiche Expertinnen und Experten der Rechtswissenschaftlichen Fakultät, Sprecher ist Prof. Dr. Stefan Arnold.

EDITORIAL

Haben Sie schon Urlaubspläne oder sogar schon Reisen gebucht? Entgegen meinen Planungen der vergangenen Jahre stehen 2026 bei mir alle Ferienzeiten im Zeichen des Reisens. Von Berlin über die Bretagne bis nach Mallorca bin ich verplant. Ich freue mich also auf die kommenden Monate.

Während der neuste Reisetrend der sogenannten „Coolcation“ derzeit durch Feuilletons und Social Media weht – Urlaub in kühleren Regionen, gerne mit Funktionsjacke und Achtsamkeits-App –, zieht es mich eher in wärmere Gefilde. Die Forschung zu diesem Trend ist bislang überschaubar, auch wenn erste Beiträge ihn als Reaktion auf den Klimawandel, Hitzesommer und das Bedürfnis nach „produktiver Erholung“ beschreiben. Ich wäre allerdings bereit, mich notfalls selbst als Studienobjekt für kältere Regionen zur Verfügung zu stellen. Aus rein wissenschaftlichem Interesse, versteht sich.

Die Forschung ist sich einig, dass Urlaub und Freizeit keine Luxusgüter, sondern relevante Ressourcen sind. Eine aktuelle Studie zu Hochschulbeschäftigten in Finnland zeigt die engen Zusammenhänge zwischen Erholung, Gesundheit und Arbeitszufriedenheit. Wer es schafft, in der freien Zeit mental Abstand zur Arbeit zu gewinnen, kehrt nicht nur erholter, sondern auch resilienter zurück. Dies deckt sich mit arbeitspsychologischen Befunden, etwa aus der Erholungsforschung von Prof. Dr. Carmen Binnewies von unserer Universität. Demnach gelingt Erholung nicht allein durch Nichtstun, sondern durch mentale Distanz, Entspannung, positive Herausforderungen und das gute Gefühl, selbst über die eigene Zeit zu verfügen.

Urlaub ist also kein Gegenentwurf zur Wissenschaft, sondern ihre Voraussetzung. Gute Ideen brauchen Pausen, Perspektivwechsel und gelegentlich auch Sand zwischen den Zehen oder Regen auf der Stirn. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen erholsame Wochen – ob bei 15 oder 30 Grad. Die nächste Deadline kommt früh genug.



Kathrin Kottke
Redakteurin

Universität trauert um ehemaligen Rektor Wilfried Schlüter

Der ehemalige Rektor der Universität Münster, Prof. Dr. Wilfried Schlüter, ist im Alter von 90 Jahren verstorben. „Wir trauern um einen herausragenden Wissenschaftler und eine außergewöhnliche Persönlichkeit“, betont Rektor Prof. Dr. Johannes Wessels.

Wilfried Schlüter wuchs in Dortmund auf und studierte zunächst an der Universität Göttingen, bevor er nach Mainz wechselte. Für die Promotion im Gesellschaftsrecht folgte er seinem Doktorvater Prof. Dr. Hans Brox an die Universität Münster, wo er sich 1971 habilitierte. Nach akademischen Stationen unter anderem



Wilfried Schlüter

Musik verbindet die Welt

Im letzten Serien-Teil wechseln wir die Perspektive: Wer kommt aus anderen Ländern nach Münster?

VON BRIGITTE HEEKE

VON DER
UNI
IN DIE WELT

Immer schön im eigenen Saft schmoren, mit Scheuklappen durch den Lernmarathon, forschen ohne Kontakt zur Außenwelt? Nicht an der Uni Münster! Die Universität legt Wert auf Internationalität und eine weltoffene Atmosphäre. Wer eine Zeit lang im Ausland forscht oder lehrt, bringt viele Geschichten mit. Einige davon erzählen wir in dieser Serie.

› uni.ms/wl-serien

Elnur Misirli und Shaya Eldar stehen vor dem Portal der Musikhochschule und frieren etwas im deutschen Winterwetter. Für einen Fototermin holen sie ihre Instrumente kurz aus dem Koffer. Auch das Kunstwerk, das mit zwei überdimensionalen Ohren die Eingangstür rechts und links rahmt, signalisiert: In diesem Haus geht es um Musik. Was man dagegen nicht sieht: Unter diesem Dach arbeiten und lernen Menschen aus aller Welt zusammen. Rund 60 Prozent der Studienanfängerinnen und -anfänger haben einen ausländischen Pass – die Musikhochschule ist der internationalste Ort der Universität Münster.

Elnur Misirli kommt aus Aserbaidschan, Shaya Eldar aus Israel. Die beiden 20-Jährigen studieren Querflöte bei Prof. Eyal Ein-Habar und berichten von der guten Gemeinschaft in ihrer Klasse und von Orchesterwerken, bei denen sie gerade mitgespielt haben. Er ist Muslim, Shaya Eldar ist Jüdin. „Aber das war nie ein Thema zwischen uns“, betont sie. „Wir sind gut befreundet“, bestätigt Elnur Misirli.

Elnur Misirli, der im ersten Bachelorsemester in Münster studiert, kennt die Hochschule als Mitglied der Jugendakademie schon seit 2023. Seine Familie zog 2014 von Baku nach Deutschland. „Meine Eltern wollten uns gute Zukunftschancen bieten“, erzählt er. Mit neun Jahren erhielt er an der Musikschule Hertens seinen ersten Querflötenunterricht. Regelmäßig nahm er an Jugend-musiziert-Wettbewerben teil und erreichte erste Plätze auf Bundesebene. Der Stipendiat der Deutschen Stiftung Musikleben ist stolz darauf, dass er inzwischen sein Können selbst weitergeben und unterrichten darf.

Shaya Eldar lebt seit zwei Jahren in Deutschland. Die Preisträgerin mehrerer internationaler Wettbewerbe studiert ebenfalls ihr Hauptfach Flöte im Bachelor. „Ich



Shaya Eldar (links) und Elnur Misirli, hier vor dem Portal der Musikhochschule, studieren in der Querflötenklasse. Fotos: Uni MS - Brigitte Heeke

kannte Münster vorher gar nicht“, erinnert sie sich, „und habe es zu Beginn mit München verwechselt, weil es sich so ähnlich anhörte. Ich wusste aber, dass es hier einen guten Professor gibt, Eyal Ein-Habar, der vorher Solo-Flötist beim Israel Philharmonic Orchestra war.“ In ihrem ersten Jahr in Deutschland hat Shaya Eldar nur Sprachkurse belegt und spricht nun fließend Deutsch. „Trotzdem ist es gut, dass wir im Unterricht Hebräisch sprechen können.“ Elnur Misirli und sie sprechen meist Englisch miteinander, das haben sie sich in ihrer ersten Zeit in Münster angewöhnt.

Die Ausbildung in Deutschland genießt höchstes Ansehen.

Überhaupt, die Sprachkenntnisse. Der Armenier Areg Navasardyan lernte mit Deutsch die vierte Fremdsprache, neben Russisch, Englisch und Slowenisch. Vor etwas über zwei Jahren nahm er sein Masterstudium in Münster auf. Wie die anderen

beiden hat er seinen Studienort vor allem danach ausgesucht, wer sein Hauptfach unterrichtet. „Für mich ist Professor Koh Gabriel Kameda einer der besten Geiger und Lehrer weltweit“, betont der Student. Mittlerweile studiert Areg Navasardyan im ersten Semester auf sein Konzertextamen hin, den höchsten künstlerischen Abschluss im Hauptfach Musik.

Der Stipendiat des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) ist mit einer slowenischen Musikstudentin verheiratet, sie haben sich im Bachelorstudium in Wien kennengelernt. Für eine öffentliche Aufführung im Mai bereitet der 26-Jährige im Unterricht gerade den Solopart des Violinkonzerts des finnischen Komponisten Jean Sibelius vor. Nach dem Studium würde er am liebsten Geige an einer guten Schule unterrichten. „Das wäre ein Traum.“

Im Gespräch mit den internationalen Studierenden wird schnell klar, was rund um den Globus in aller Regel ebenfalls gilt: Wer ein gemeinsames Ziel hat, etwa eine Sinfonie aufzuführen oder ein Instrument zu lernen und andere dafür zu begeistern, der hält zusammen. International zu denken ist in der Musik keine Sensation, sondern der Normalzustand. Elnur Misirli ergänzt: „In Orchesterprojekten treffen ohnehin viele Nationalitäten aufeinander.“

Auch Barbara Plenge versteht Musik als universelle Sprache. „Sie eröffnet glo-



DAAD-Stipendiat Areg Navasardyan aus Armenien studiert Geige in Münster.

bale Berufsperspektiven in Orchestern, Ensembles und auf Konzertbühnen, die eine internationale Ausbildung erfordern“, unterstreicht die Prodekanin für Studium und Lehre. Deutschland habe als Wiege der klassischen Musik ein einzigartiges Erbe, das internationale Nachwuchstalente, etablierte Künstlerinnen und Künstler und Lehrpersönlichkeiten gleichermaßen anziehe. „Die Ausbildung in Deutschland – insbesondere an einer Musikhochschule und zumal an einer Universität – genießt auch im Ausland höchstes Ansehen.“

Armido Studer erhält Leibnizpreis

Festakt mit Verleihung am 18. März in Berlin

Kurz vor dem Weihnachtsfest erhielt Prof. Dr. Armido Studer, Experte für Katalyse am Organisch-Chemischen Institut der Universität Münster, einen Anruf aus Bonn. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) teilte ihm mit, dass sie ihn mit dem „Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis 2026“ auszeichnet. Vorbereitet war er auf diesen Anruf nicht, er nahm gerade eine mündliche Prüfung ab. Auf die Überraschung und Überwältigung folgte schnell große Freude. „Das ist das berühmte Tüpfelchen auf dem i meiner Karriere“, erklärte er. Die DFG ehrt mit dem Leibniz-Preis die bisherigen wissenschaftlichen Leistungen des Schweizer, der 2004 an die Uni Münster berufen wurde. Zudem erhält Armido Studer ein Preisgeld von 2,5 Millionen Euro, das er nach eigenen Vorstellungen und ohne bürokratischen Aufwand in seine Forschung stecken kann.



Prof. Dr. Armido Studer erhält ein Preisgeld in Höhe von 2,5 Millionen Euro für seine Forschung. Foto: Uni MS - Linus Peikenkamp

Mit der Förderung möchte er unter anderem sein 35-köpfiges Team zusammenhalten, denn der Preis sei auch eine Anerkennung für seine großartigen Mit-

arbeiterinnen und Mitarbeiter, die ihn viele Jahre unterstützt hätten. Darüber hinaus will der 58-Jährige mit der Millionenförderung „Höchstisikoprojekte“ umsetzen. Das passt, immerhin gilt er in Fachkreisen als innovativer Chemiker, der gern kreativ arbeitet. So hat er sich auf die sogenannte organische Radikalchemie spezialisiert und interessiert sich insbesondere für die Entwicklung nachhaltiger Syntheseverfahren.

Eine kurze Pause muss er einlegen, denn am 18. März tauscht Armido Studer das westfälische Münster gegen das weltläufige Berlin ein. Dort finden die offizielle Preisverleihung und Jubiläumsfeier statt. Neben Armido Studer werden neun weitere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler den Leibniz-Preis 2026 entgegennehmen und gemeinsam ihre herausragenden Leistungen und neuen Ziele feiern.

ANDRÉ BEDNARZ

NEUJAHRSEMPFANG

Gemeinsam stark für andere

Beim Neujahrsempfang im münsterschen Schloss verfolgten rund 400 Gäste die Verleihung der Rektoratspreise, die in diesem Jahr für herausragende Lehre, besondere Gleichstellungsprojekte und außergewöhnliches studentisches Engagement vergeben wurden. Dr. Marie Ghanbari erhielt den mit 30.000 Euro dotierten Lehrpreis für das Sportpatenprojekt, die münstersche Ortsgruppe der „Feminist Law Clinic“ den mit 7.500 Euro dotierten Studierendenpreis. Den mit 20.000 Euro dotierten Gleichstellungspreis teilten sich das „SUN – Office Network“ und das Projekt BEAM des Teams „Women+ in Information Systems“. Auf dieser Seite stellen wir die Preisträgerinnen vor. Einen ausführlichen Bericht vom Neujahrsempfang und eine Bildergalerie finden Sie online unter uni.ms/8qkjl.

Lehrpreis

Gute Lehre endet nicht mit Wissensvermittlung

Das Sportpatenprojekt hat eine bereits 14-jährige Geschichte und in dieser Zeit eine beeindruckende Entwicklung genommen. Es entstand am Arbeitsbereich Sportpsychologie am Institut für Sportwissenschaft. Dort legte Dr. Marie Ghanbari mit ihrer Staatsexamensarbeit den Grundstein für das Konzept. Die Idee: Studierende werden zu Mentorinnen und Mentoren ausgebildet, die jeweils ein Schulkind im 1-zu-1-Verhältnis durch wöchentliche sportliche Aktivitäten in ihrer körperlichen und psychosozialen Entwicklung unterstützen. Die Verantwortlichen des Arbeitsbereichs waren von diesem Ansatz so überzeugt, dass sie das Projekt in die Lehrpraxis integrierten.

Das Projekt wuchs von einem Fachseminar zu einem „forschungsbasierten Lehrkonzept, das zeigt, wie Hochschullehre nachhaltig wirken kann“, beschreibt Marie Ghanbari. Zu Recht, denn die Zahlen sprechen Bände: In 46 interdisziplinären Sportpatenseminaren wurden über 1.000 Studierende ausgebildet, die wiederum die gleiche Anzahl an Kindern gefördert haben. Das Projekt arbeitet interdisziplinär, es beteiligen sich mittlerweile die Fachbereiche Sportwissenschaft und Psychologie, Medizin, Wirtschaftswissenschaften, Rechtswissenschaft und Erziehungswissenschaft. „Mit sechs fakultätsübergreifenden Seminaren pro Jahr ist das Sportpatenprojekt ein herausragendes Beispiel für problem- und fallorientierte Lehre, das sowohl Studierende als auch Kinder in ihrer Entwicklung stärkt“, lobte die Jury der Rektoratspreise.

Für Marie Ghanbari ist das Projekt eine Herzenssache. „Die Auszeichnung berührt mich sehr. Sie ist Anerkennung für eine Lehre, die Wissenschaft, Praxis und gesellschaftliche Verantwortung miteinander

verbindet. Diesen Weg gehen wir seit vielen Jahren mit großer Überzeugung und Leidenschaft.“ Für die Sportpsychologin endet gute Lehre nicht mit der Vermittlung von Wissen, sondern soll Menschen bewegen, Beziehungen schaffen und reale Wirkung entfalten. „Besonders bedeutsam ist, dass Empathie, Verantwortung und Persönlichkeitsentwicklung als zentrale Bildungsziele sichtbar anerkannt werden.“

HANNA DIECKMANN

www.sportpaten.com



Dr. Marie Ghanbari hat ihr Sportpatenprojekt erfolgreich in die Lehrpraxis integriert.

Foto: Uni MS - Linus Pökenkamp

Studierendenpreis

Einsatz für eine feministische Rechtspraxis

Jura kann für Laien nicht nur unübersichtlich sein, sondern auch jederzeit relevant werden, etwa wenn ihnen Unrecht widerfährt. Um möglichst einfach Hilfe zu bieten, haben Studierende der Uni Münster Ende 2024 die Ortsgruppe der in Köln ansässigen „Feminist Law Clinic“ (FLC)

gegründet. Ihr Engagement in Beratung, Organisation und Kommunikation würdigte das Rektorat nun mit dem Studierendenpreis. „Wir haben uns um den Preis beworben, weil wir wichtige Arbeit leisten und zeigen wollten, dass wir da sind“, sagt Charlotte Nocker, die zu den Ausgezeichneten gehört.

Sie und ihre Mitstreiterinnen und Mitstreiter der FLC bieten vor allem jenen Menschen eine kostenlose Rechtsberatung, die besonders von Gewalt, Diskriminierung und Benachteiligung betroffen sind, etwa Frauen sowie queere Personen. Die Beratung umfasst unter anderem das Sexualstrafrecht, Unterhalts- und Sorgerecht, Fragen zum Mutterschutz oder Selbstbestimmungsgesetz. Mehr als 50 Personen in Münster

haben die für die Beratung notwendige Ausbildung begonnen oder bereits abgeschlossen.

Unterstützung erhalten die Ehrenamtlichen von Volljuristinnen und -juristen, um die Ratsuchenden bestmöglich zu unterstützen. In der Ortsgruppe Münster engagieren sich vor allem Jurastudierende, die sich dadurch gleichzeitig fortbilden können – besonders in alltäglichen Rechtsgebieten, die aktuell nicht Teil des rechtswissenschaftlichen Studiums sind, etwa das Sexualstrafrecht. „Institutionell muss sich etwas ändern“, betont die münstersche Organisatorin Florentine Dreßler. Die FLC betreibt darum auch Aufklärungsarbeit und erzeugt Sichtbarkeit – für die Rechtsgebiete und die gesellschaftlichen Probleme wie Gewalt und Diskriminierung. Mitwirken können dabei nicht nur angehende Juristinnen und Juristen, sondern Studierende aller Fächer sowie hochschulexterne Personen.

ANDRÉ BEDNARZ

www.feministlawclinic.de



Vertreterinnen der münsterschen Ortsgruppe der „Feminist Law Clinic“ nahmen für ihr Engagement den Studierendenpreis entgegen.

Foto: Uni MS - Peter Leßmann

Gleichstellungspreis

Mehr Sichtbarkeit für eine zentrale Berufsgruppe

Sie organisieren Arbeitsprozesse, gewährleisten den reibungslosen Betrieb und fungieren häufig als erste Anlaufstelle für Studierende sowie Forscherinnen und Forscher. Trotzdem bleibt die Arbeit der Sekretariatsbeschäftigten in Technik und Verwaltung häufig im Hintergrund. Mit dem „Administrative Professionals Day“ rückt das Netzwerk „SUN – Office Network“ diese wichtige Berufsgruppe an der Universität Münster gezielt ins Blickfeld.

Das SUN-Netzwerk wurde im Herbst 2020 initiiert, um Beschäftigte aus den zentralen und dezentralen Hochschulsekretariaten besser zu vernetzen und ihre Rolle innerhalb der Universität sichtbar zu machen. „Wir wollten einen Raum schaffen, in dem deutlich wird, wie komplex, verantwortungsvoll und unverzichtbar diese Arbeit ist“, sagt Maren Thölking vom SUN-Netzwerk. Der im April 2025 erstmals durchgeführte „Administrative Professionals Day“ mit Vortrag und Ausstellung war dafür ein wichtiger Auftakt. Im Frühjahr 2027 soll dieses Veranstaltungsformat wiederholt werden.

Zugleich verfolgt das Projekt langfristige Ziele. Mithilfe von Workshops, Mentoring-Programmen und Fortbildungsangeboten soll die berufliche Entwicklung unterstützt werden. „Wertschätzung entsteht nicht nur durch Worte, sondern auch durch faire Entwicklungs- und Qualifizierungsmöglichkeiten“, betont Daniela Bornträger, die seit zwei Jahren im SUN-Netzwerk aktiv ist. Gerade in einem überwiegend von Frauen geprägten Berufsfeld sei dies auch eine Frage der Gleichstellung.

Neben der individuellen Stärkung der Beschäftigten profitiert auch die Universität insgesamt. „Gut vernetzte und qualifizierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sichern Wissen, Kontinuität und Qualität.



Maren Thölking, Daniela Bornträger und Maria Kock (v. l.) engagieren sich im „SUN – Office Network“ für Sekretariatsbeschäftigte.

Foto: Uni MS - Linus Pökenkamp

Das macht die Universität als Arbeitgeberin attraktiv“, erklärt Maria Kock, die ebenfalls Mitglied im Netzwerk ist. Mit der Weiterführung des Administrative Professionals Day und begleitenden Angeboten soll daher nicht nur Anerkennung gefördert, sondern auch eine langfristige Bindung geschaffen werden. Das Projekt zeigt: Wertschätzung beginnt mit Sichtbarkeit und wirkt weit über einen Aktionstag hinaus.

KATHRIN KOTTKE

uni.ms/sun-office-network



Dr. Fumi Kurihara hat ein Projekt initiiert, das Studentinnen der Wirtschaftsinformatik Berufsperspektiven aufzeigt.

Foto: Uni MS - Linus Pökenkamp

Gleichstellungspreis

Gemeinsam bleiben, wachsen, weitergehen

Die Wirtschaftsinformatik gilt als Zukunftsfach, doch Umfragen zufolge fühlen sich viele Studentinnen in diesem Bereich allein. An der Universität Münster brechen überdurchschnittlich viele Frauen ihr Bachelorstudium in dem Fach ab. Genau hier setzt das Projekt BEAM (Belonging,

Empowerment, Access & Mentorship) an. Ziel ist es, Studentinnen frühzeitig zu stärken, zu vernetzen und ihnen Perspektiven aufzuzeigen, damit sie im Studium bleiben.

„Der Studienstart ist eine entscheidende Phase“, sagt Dr. Fumi Kurihara, Initiatorin von BEAM. „Wenn Studentinnen im ersten Semester kein Zugehörigkeitsgefühl entwickeln, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sie das Fach wieder verlassen.“ Deshalb setzt BEAM bewusst zu Beginn des Bachelorstudiums an und schafft niedrigschwellige Angebote, um Kontakte zu knüpfen und Hemmschwellen abzubauen. „Im Dezember haben wir zu einem Pizzabend und einem gemeinsamen Besuch auf dem Weihnachtsmarkt eingeladen. Mit über 30 Teilnehmerinnen war die Resonanz sehr positiv“, berichtet Fumi Kurihara.

Kern des Projekts sind Mentoring- und Vernetzungsformate. Durch gemeinsame Veranstaltungsbesuche, informelle Treffen, Workshops und Podiumsdiskussionen werden Erstsemester mit fortgeschrittenen Studentinnen, Wissenschaftlerinnen und Frauen aus der Praxis zusammengebracht. „Sichtbare Vorbilder sind enorm wichtig“, betont Fumi Kurihara. „Viele Studentinnen fragen sich: ‚Gehört jemand wie ich hierher?‘ BEAM soll zeigen: ‚Ja, definitiv.‘“

Das Angebot wird durch Präsentationsworkshops ergänzt. In einem sicheren und unterstützenden Rahmen können Studentinnen dort Selbstvertrauen für mündliche Prüfungen und Vorträge entwickeln. Ein digitaler und ein analoger „Kummerkasten“ sowie Umfragen helfen zudem, Probleme früh zu erkennen. „Wir wollen nicht über Studentinnen sprechen, sondern mit ihnen“, sagt Fumi Kurihara. BEAM versteht sich als lernendes Projekt und als Einladung, Wirtschaftsinformatik gemeinsam vielfältiger zu gestalten.

KATHRIN KOTTKE

uni.ms/m45kn

KURZ GEMELDET

Mikroskopische Strömungen

Ein internationales Forschungsteam, darunter **Prof. Dr. Marcel Rey** vom Institut für Physikalische Chemie der Universität Münster, hat eine Methode entwickelt, um Flüssigkeiten an Grenzflächen gezielt zu bewegen. Im Zentrum der Arbeit stehen kolloidale Polymerpartikel, also mikroskopisch kleine Kunststoffkügelchen mit Durchmessern zwischen etwa 100 Nanometern und wenigen Mikrometern. Sie haben eine besondere Eigenschaft: Ihre Form lässt sich durch Licht gezielt verändern. An einer Wasser-Luft-Grenzfläche verformen die Partikel beim Umschalten ihrer Geometrie die Oberfläche der Flüssigkeit. Dadurch entstehen gerichtete kapillare Kräfte. Sie erzeugen einen Sog, der die benachbarten Partikel mitzieht. Im Zusammenspiel vieler sich gleichzeitig deformierender Partikel bildet sich eine kollektive Dynamik, die zu stabilen, mikroskopischen Strömungen führt. *Nature Communications; DOI: 10.1038/s41467-025-67739-9*

Alternde Zellkraftwerke

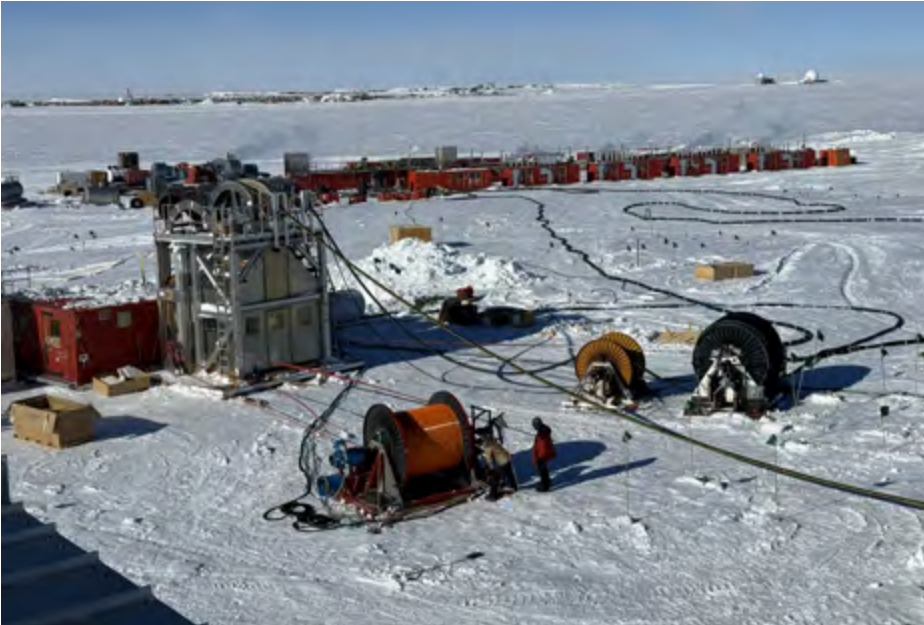
Mit dem Alter steigt das Risiko für Herz-Kreislauf-Erkrankungen. Eine zentrale Rolle spielen dabei die „Kraftwerke“ der Herzmuskelzellen, die Mitochondrien. Besonders wichtig sind die Cristae, spezialisierte Strukturen in den Mitochondrien, in denen Energie in Form von Adenosintriphosphat bereitgestellt wird. Ein deutsch-chilenisches Team, darunter die Zellbiologin **Prof. Dr. Karin Busch** von der Universität Münster, hat untersucht, wie sich diese Strukturen im Herzen von Menschen und Mäusen mit zunehmendem Alter verändern. Bereits früh im Alterungsprozess des menschlichen Herzens nimmt die Dichte der Cristae ab. Bei älteren Mäusen sind die Cristae weniger vernetzt, werden schmaler und sind zunehmend durchbrochen. Diese Änderungen sind mit einem Verlust des Cristae-bildenden Proteins Opal verbunden. Die strukturellen Veränderungen sind ein frühes Warnsignal für Alterungsprozesse. *PNAS; DOI: pnas.2508911123*

KI-Nutzung und Wohlbefinden

In einer Zeit, in der Unternehmen weltweit künstliche Intelligenz (KI) einsetzen, stellt sich die Frage: Wie wirkt sich dieser technologische Wandel auf die Menschen aus, die in den Unternehmen arbeiten? Ein Forschungsteam des Instituts für Entrepreneurship unter Leitung von **Prof. Dr. David Bendig** liefert nun neue Erkenntnisse. Die Forscher zeigten, dass der Zusammenhang zwischen der Nutzung von KI-Systemen und der Arbeitszufriedenheit keiner simplen, linear steigenden Funktion, sondern dem sogenannten Goldilocks-Prinzip folgt, also einer umgekehrten u-förmigen Kurve: Weder zu wenig noch zu viel ist optimal. Bei mittlerem Einsatzniveau sind die Beschäftigten am zufriedensten, etwa wenn KI routinemäßige Aufgaben übernimmt, mehr kreative und anspruchsvolle Tätigkeiten ermöglicht und die Arbeitsplätze dadurch spannender macht. Wird die KI zu wenig oder zu intensiv eingesetzt, sinkt das Wohlbefinden. Die Untersuchung stützt sich auf einen Datensatz von 509 börsennotierten US-Unternehmen aus dem Zeitraum 2009 bis 2020 sowie elf Interviews mit Führungskräften. *Journal of Management Studies; DOI: 10.1111/joms.70004*

Seit Anfang Dezember 2025 lebe und arbeite ich am Südpol, dem kältesten Ort der Welt. Das ist mit besonderen Herausforderungen verbunden, es ist aber auch eine einmalige Erfahrung. Sonnenschein, blauer Himmel, kein Tag-Nacht-Rhythmus und stetige Temperaturen um minus 30 Grad Celsius, Eis und Schnee: Das ist die Antarktis im Sommer, während in Europa Winter herrscht. Im Zuge meiner Promotion am Institut für Kernphysik bin ich zur Amundsen-Scott-Südpolstation gereist, um bei der Installation des „IceCube“-Upgrades zu helfen. IceCube ist ein tief im Eis liegendes Teleskop, mit dem Neutrinos, also kleinste ungeladene Teilchen, aufgespürt werden. Der Weg dorthin war im wahrsten Sinne des Wortes eine Weltreise: Per Linienflugzeug ging es von Düsseldorf über Dubai und Sydney nach Christchurch in Neuseeland, wo wir einige Tage ein Vorbereitungstraining hatten und unsere Ausrüstung erhielten. Mit einem italienischen Militärflugzeug ging es weiter zur Forschungs- und Logistikstation McMurdo im Süden der Antarktis. Dort konnten wir allerdings wegen wolkenbedingt schlechter Sicht nicht landen und mussten auf halber Strecke umkehren. Ich saß an dem Tag fast zwölf Stunden im Flugzeug, nur um wieder in Christchurch zu landen. Beim zweiten Versuch klappte es. Nach einem dreitägigen Zwischenstopp in McMurdo flogen wir weitere vier Stunden – endlich hatte ich den Südpol erreicht.

Das Upgrade von IceCube umfasst sieben zusätzliche Detektorstränge. Der Detektor liegt in einer Tiefe von 1.500 bis 2.500 Meter im Eis. Das 28-köpfige „Drilling Team“, in dem neben Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern vor allem Ingenieure arbeiten, bohrt – oder besser gesagt schmilzt – daher zunächst Löcher mit einer Tiefe von 2.500 Meter mit einem Heißwasserbohrer ins Eis. Anschließend komme ich als Mitglied des Installationsteams zum Einsatz. Wir sind in eine Tag- und eine Nachtschicht eingeteilt, die Hauptgruppe besteht jeweils aus fünf Personen pro Schicht. Während der Installation bekommen wir Hilfe von drei Personen aus dem Bohrteam, und es arbeiten Leute vom Leitungsteam mit sowie die „IceCube Winterover“, die ein ganzes Jahr in der Station verbringen. Die Arbeit im Eis ist anstrengend, und ich bin nach einer Installationsschicht sehr müde. Aber es ist eine fantastische Erfahrung, die Technik,



Im „Drillcamp“ wird das IceCube-Upgrade ins Eis eingebracht. Dafür werden zunächst mit einem Heißwasserbohrer tiefe Löcher gebohrt.

Foto: Berit Schlüter, IceCube/NSF

Millionenförderung : Mit KI medizinische Ursache-Wirkungs-Beziehungen erkennen

Wie lassen sich aus großen medizinischen Datensätzen nicht nur Zusammenhänge, sondern echte Ursachen erkennen? Mit dieser Frage beschäftigt sich das Forschungsprojekt „CausalAI4Health“ von Dr. Adèle Ribeiro am Institut für Medizinische Informatik der Universität Münster. Für ihr Vorhaben erhält die Wissenschaftlerin einen „Postdoc Starting Grant“ des Bundesministeriums für Forschung, Transfer und Raumfahrt in Höhe von 1,5 Millionen Euro. Die Förderung läuft über fünf Jahre. Viele medizinische Studien zeigen, dass bestimmte Merkmale gemeinsam

auftreten – etwa ein Biomarker und eine Erkrankung. Ob eines davon tatsächlich das andere beeinflusst, bleibt jedoch oft unklar. Hier setzt CausalAI4Health an: Adèle Ribeiro entwickelt ein benutzerfreundliches, KI-gestütztes Programmiergerüst („Framework“), das Forschenden helfen soll, Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge in komplexen medizinischen Daten aufzudecken. Das Framework verbindet Methoden der künstlichen Intelligenz mit statistisch abgesicherten Verfahren. Ein wichtiger Bestandteil des Ansatzes ist die systematische Einbindung von medizinischem und biologischem Fachwissen.

te ich fast alles wieder ausziehen. Nach einiger Zeit habe ich mich an die Temperaturen gewöhnt, sodass ich in Leggings und Jogginghose, Pullover, „Big Red“, Mütze und in normalen Sportschuhen zur Station lief. Inzwischen mache ich diesen „Frühstücksspaziergang“ nicht mehr, denn ich durfte in die Station ziehen, wo die meisten Personen untergebracht sind. Mein Frühstück ist eigentlich das Abendessen, da ich nach der hier geltenden neuseeländischen Zeit in der Nachtschicht arbeite. Ich bin also wach von circa 16 bis 8 Uhr, das entspricht 4 bis 20 Uhr deutscher Zeit. Dass es eine Nachtschicht ist, fällt aber nicht weiter auf, da es ohnehin immer taghell ist. Wie es nach dem Frühstück weitergeht, entscheidet sich nach dem Tagesplan. Es gibt Vorbereitungstage, Installationstage und freie Tage. An den Vorbereitungstagen bringen wir die optischen Module für die Detektion an das jeweilige Bohrloch im „Drillcamp“ und bereiten die Aufhängung und die Verbindungskabel vor. Der Installationsort ist etwa zehn Minuten Fußweg von der Station entfernt. Man kann über einen breiten Weg dorthin laufen oder mit dem Schneemobil fahren. An den Installationstagen verbauen wir in den Bohrlöchern jeweils um die 110 Module. Jeder im Team hat seine feste Aufgabe, denn es ist eine stetige Arbeit gegen die Zeit. Die Bohrlöcher haben eine Lebensdauer von etwa 50 Stunden, bevor sie wieder zufrieren. Wir müssen also rechtzeitig fertig werden. Deshalb dauern die Schichten an solchen Tagen bis zu zwölf Stunden. Meine Aufgabe ist die Dokumentation des Installationsprozesses.



Das „IceCube Laboratory“ ist der sichtbare Teil des „IceCube Neutrino Observatory“. Der Rest liegt verborgen in etwa einem Kubikkilometer Eis. Foto: Berit Schlüter, IceCube/NSF

Die ich in Münster mitgeplant und -gebaut habe, am südlichsten Punkt der Erde ins Eis zu bringen. Wie sieht mein typischer Tag am Südpol aus? In den ersten Wochen begann er mit einem Spaziergang durch Eis und Schnee, denn ich war auf dem Außengelände der Station untergebracht, in einem der sogenannten Hypertents. Das sind beheizte Zelte mit neun Räumen. Jeder Raum ist ausgestattet mit Bett, Nachttisch und Schrank. Die Unterbringung im Zelt bedeutete, dass ich jeden Morgen zum Frühstück knapp fünf Minuten zur Forschungsstation gehen musste. Am Anfang zog ich mich immer sehr warm an: lange Unterwäsche, dicke Hose, dicke Schuhe, Pullover, Fleecejacke, Mütze, Handschuhe und natürlich die „Big Red“, die extra für die antarktischen Bedingungen entwickelte rote Winterjacke, die alle tragen. Nachdem ich in der Station angekommen war, muss-

te ich fast alles wieder ausziehen. Nach einiger Zeit habe ich mich an die Temperaturen gewöhnt, sodass ich in Leggings und Jogginghose, Pullover, „Big Red“, Mütze und in normalen Sportschuhen zur Station lief. Inzwischen mache ich diesen „Frühstücksspaziergang“ nicht mehr, denn ich durfte in die Station ziehen, wo die meisten Personen untergebracht sind. Mein Frühstück ist eigentlich das Abendessen, da ich nach der hier geltenden neuseeländischen Zeit in der Nachtschicht arbeite. Ich bin also wach von circa 16 bis 8 Uhr, das entspricht 4 bis 20 Uhr deutscher Zeit. Dass es eine Nachtschicht ist, fällt aber nicht weiter auf, da es ohnehin immer taghell ist. Wie es nach dem Frühstück weitergeht, entscheidet sich nach dem Tagesplan. Es gibt Vorbereitungstage, Installationstage und freie Tage. An den Vorbereitungstagen bringen wir die optischen Module für die Detektion an das jeweilige Bohrloch im „Drillcamp“ und bereiten die Aufhängung und die Verbindungskabel vor. Der Installationsort ist etwa zehn Minuten Fußweg von der Station entfernt. Man kann über einen breiten Weg dorthin laufen oder mit dem Schneemobil fahren. An den Installationstagen verbauen wir in den Bohrlöchern jeweils um die 110 Module. Jeder im Team hat seine feste Aufgabe, denn es ist eine stetige Arbeit gegen die Zeit. Die Bohrlöcher haben eine Lebensdauer von etwa 50 Stunden, bevor sie wieder zufrieren. Wir müssen also rechtzeitig fertig werden. Deshalb dauern die Schichten an solchen Tagen bis zu zwölf Stunden. Meine Aufgabe ist die Dokumentation des Installationsprozesses.



Berit Schlüter Foto: AG Kappes

Jeder hat auch freie Tage, an denen man viel in der Station unternehmen kann. Es gibt eine größere Auswahl an Büchern, Filmen und Gesellschaftsspielen. Die Station hat sogar einen kleinen Fitnessraum und eine Sporthalle, und für Musiker gibt es einen Musikraum. Ich schaue mit den Kolleginnen und Kollegen aus meiner Schicht gerne Filme, spiele Darts oder Billard. Meine Tage enden mit dem Abendessen, was für die Tagschicht das Frühstück ist. *Anmerkung der Redaktion: Die Arbeiten am IceCube-Upgrade wurden Ende Januar kurz nach Fertigstellung dieses Gastbeitrags erfolgreich abgeschlossen, und Berit Schlüter ist wieder zuhause angekommen.*

ICECUBE

Mehr als 400 internationale Physikerinnen und Physiker des IceCube-Konsortiums nutzen die Daten des Observatoriums an der Amundsen-Scott-Südpolstation, um den Kosmos mithilfe von Neutrinos zu erforschen. Optische Sensoren unter der Eisoberfläche registrieren das Licht, das bei den extrem seltenen Wechselwirkungen von Neutrinos mit dem Eis entsteht. Beim Upgrade wurden rund 700 zusätzliche Sensoren in das Eis gebracht. Dadurch können künftig Neutrinos mit noch niedrigerer Energie detektiert werden. Die Arbeitsgruppe von Prof. Dr. Alexander Kappes am Institut für Kernphysik war federführend bei der Entwicklung des mechanischen Designs des sogenannten multi-PMT Optical Moduls (mDOM) und der detaillierten Vermessung seiner optischen Eigenschaften. uni.ms/6bos7

Biotechnikum wird mit 7,3 Millionen Euro modernisiert

Das Land Nordrhein-Westfalen und die Europäische Union stellen aus dem Europäischen Fonds für regionale Entwicklung rund 7,3 Millionen Euro zur Verfügung, um die Forschungsinfrastruktur am Institut für Molekulare Mikrobiologie und Biotechnologie, das sogenannte Biotechnikum, zu renovieren und auszubauen. In Kooperation mit mehreren Partnern, darunter das „Reach – Euregio Startup Center“ und die Technologieförderung Münster, soll eine in Nordrhein-Westfalen einzigartige Forschungsinfrastruktur zur Förderung biotechnologischer Innovationen mit Fokus auf Biopolymere errichtet werden.

Im Biotechnikum findet der gesamte Prozess von der gentechnischen Veränderung von Mikroorganismen über ihre Kultivierung („Zucht“) und die Produktion gewünschter Substanzen bis hin zur Produktanalyse statt. Um in der Forschung und Lehre ein führender Hochschulstandort der mikrobiellen Biotechnologie zu bleiben, wird nicht nur die Anlage, sondern auch die Gebäudetechnik modernisiert. Das Institut hat mehr als 25 Jahre Erfahrung in der Entwicklung biotechnologischer Verfahren. Seit seiner Inbetriebnahme 1998 ist das Biotechnikum eine der größten Anlagen ihrer Art an einer nordrhein-westfälischen Universität.

Mit Sorgfalt und Routine

Die Universitäts- und Landesbibliothek hütet bedeutende Nachlässe

VON BRIGITTE HEEKE

Ist das Wissenschaft oder kann das weg? Dieser Frage müssen sich alle stellen, die Bücher, Akten oder andere Materialien aufheben, um sie zu sichern und für die Forschung zur Verfügung zu stellen – mit Blick auf die Ressourcen, die es dafür braucht. „In die Erfassung von Nachlässen fließen viele Arbeitsstunden“, berichtet Dr. Henning Dreyling. „Darüber hinaus ist der Platz in den Magazinen begrenzt.“ Der Dezernent ist für die historischen Bestände der Universitäts- und Landesbibliothek (ULB) zuständig. Über 180 Nachlässe und Dokumentensammlungen besitzt die ULB, darunter sind beispielsweise Familiendokumente, Beiträge zur Geschichtsforschung oder auch Fotografien. Die Urheber haben eine historische Bedeutung, wie der Militärwissenschaftler und -ethiker Carl von Clausewitz (1780–1831), dessen Teilnachlass in Münster liegt, oder sie zeichnen sich durch einen Bezug zum Sammlungsschwerpunkt Westfalen beziehungsweise zur Universität Münster und ihren Vorgängerinstitutionen aus.

Einen Bezug zur Universität haben zum Beispiel die zehn Kartons und acht Aktenordner, die einen Archivwagen in Henning Dreylings Büro am Krümmen Timpen füllen. Es handelt sich um den Vorlass eines Journalisten, der in den 1980er-Jahren in Münster studierte und politisch aktiv war. Flugblätter, Infobroschüren, Sitzungspro-



Aus dem Magazin heraus können alle Interessierten die überlieferten und erschlossenen Materialien bestellen. In Münster ist unter anderem ein Teilnachlass des Militärwissenschaftlers Carl von Clausewitz (1780–1831, Bild rechts) erhalten. In den Nachlässen finden sich beispielsweise Familiendokumente, Beiträge zur Geschichtsforschung oder Briefe (Bild unten).

Fotos: Uni MS - Brigitte Heeke / Wikimedia Commons | Karl Wilhelm Wach (Bild rechts)

Handschriftenlesesaal bestellt und dort benutzt werden. Das gilt nicht nur für Universitätsangehörige. „Regelmäßig arbeiten auch Privatleute damit, die vor allem nach den westfälischen Beständen fragen“, unterstreicht Henning Dreyling. Kein Wunder, denn es gibt vieles zu entdecken, von archäologischen Fundberichten bis hin zu historischen Fotos. Nachlässe von Dozentinnen und Dozenten, die in Münster gelehrt haben, zum Beispiel der 2007 erworbene des Soziologen Helmut Schelsky, runden die Sammlung ab.

An manchen Nachlässen wäre Henning Dreyling durchaus „sehr interessiert“, beispielsweise wenn sie einen hohen regionalen Wert oder besonderen Universitätsbezug haben. Andere wiederum müsse er aus Sachgründen freundlich ablehnen. Konkrete Beispiele mag er aus Rücksicht auf die Beteiligten nicht nennen, aber er formuliert klare Kriterien: „Wenn jemand eigene Bedingungen an den Nachlass knüpft und beispielsweise vor jeder Verwendung um Erlaubnis gebeten werden möchte – das können wir nicht leisten.“

Ohnehin legen rechtliche Standards fest, was die Benutzer sehen dürfen. „Vor allem in Briefen finden sich persönliche Informationen“, erläutert der Dezernent. „Wenn jemand schreibt“, führt er ein fiktives Beispiel an, „die Frau von Prof. Sundso sei beim Ladendiebstahl erwischt worden, das darf natürlich nicht an die Öffentlichkeit gelangen.“ Ähnliches gelte für Krankheiten. Dokumente, die solche „schützenswerte Belange Dritter“ enthalten, stehen nicht für die Einsicht zur Verfügung. „Bei Neuzugängen behalten wir uns zudem vertraglich vor, beispielsweise Doubletten auszusortieren.“ Alte Nachlässe bleiben, wie sie sind. Wertvolle Einblicke in andere Zeiten und wie die Menschen sie erlebt haben, bietet die über 288.000 Einzeldokumente umfassende Sammlung in jedem Fall.

tolle: Der Rentner bewahrte alles auf und heftete es sorgfältig ab. „Eine umfangreiche Sammlung für jemanden, der sich aus heutiger Sicht mit dieser Zeit beschäftigen“, bilanziert Henning Dreyling zufrieden, „zumal alles in einem guten Zustand und hervorragend geordnet ist.“ Das sei nicht immer der Fall. „Manchmal erhalten wir Kartons mit losen Blättern“, berichtet der Bibliothekar. Mitunter finden sich darin auch Überraschungen, die nicht katalogisiert werden. Er könne sich noch gut an eine eingetrocknete Tube Kosmetik erinnern ...

Die zum Teil jahrzehntelange Lagerung auf staubigen Dachböden oder in muffigen Kellern geht auch an den papierenen

Hinterlassenschaften nicht spurlos vorüber. „Als erstes kommt alles vorsichtshalber in Quarantäne“, sagt Henning Dreyling. Das bedeutet konkret: in luftdicht schließende Plastikbehälter, damit mögliche Schädlinge wie Bücherfischchen gar nicht erst in die Bestände gelangen. Was kaputt ankommt, etwa in brüchigen Einbänden, von Zimmerbränden angesengt oder verschimmelt, wird zunächst in der hauseigenen Werkstatt gereinigt, repariert und für den sicheren Gebrauch in der Bibliothek hergerichtet. Anschließend sortiert, erfasst und beschreibt das Team der ULB die einzelnen Bestandteile und packt sie in Folien.

Um das Nachlassmaterial nutzbar zu machen, werden die Dokumente in Listen oder über Datenportale erschlossen. Aus dem Magazin heraus können sie in den

Schulbücher neu denken

Europäisches Team entwickelt erstmals Handreichung für digitale und barrierefreie Lerninhalte

Seit dem 17. Jahrhundert sind Schulbücher ein wichtiger Bestandteil des Unterrichts. Sie vermitteln Inhalte, strukturieren Lernprozesse und fördern Kompetenzen wie das Lese- und Textverständnis. Die fortschreitende Digitalisierung bietet immer mehr Möglichkeiten, Schulbücher neu zu denken. Welche didaktischen Potenziale liefern digitale Schulbücher konkret? Wie lassen sie sich für alle Kinder zugänglich machen? Was gilt es bei der Entwicklung digitaler Inhalte zu beachten? Wie viele digitale Schulbücher gibt es bislang? Antworten auf diese Fragen liefert das kürzlich abgeschlossene Erasmus+-Projekt „Digital Education Material“ (DEM), an dem die Universität Münster beteiligt war. Das europäische Team hat erstmals eine Handreichung mit praxisnahen Beispielen entwickelt, wie digitale Schulbücher barrierefrei und zugleich didaktisch sinnvoll gestaltet werden können.

„Wir haben Lerninhalte für die Grundschule und Sekundarstufe I in den Fächern Geografie und Mathematik erstellt, die unterschiedliche Lernvoraussetzungen, Interessen und Zugänge berücksichtigen“, erklärt Projektteilnehmer Prof. Dr. Gilbert Greefrath vom Institut für Didaktik der Mathematik und der Informatik. Beide Fächer würden besondere Herausforderungen für die barrierefreie Gestaltung darstellen, etwa durch komplexe visuelle Darstel-



Geografie und Mathematik im Blick: Prof. Dr. Gilbert Greefrath und Maxim Brnic (2. und 4. von rechts auf der rechten Seite) vom Institut für Didaktik der Mathematik und der Informatik haben mit einem europäischen Team eine Handreichung entwickelt, wie digitale Schulbücher barrierefrei erstellt werden können.

Foto: Uni MS - Linus Peikenkamp

lungen, Karten, Diagramme oder Formeln. Um digitale Lernangebote barrierefrei zu gestalten, sind unter anderem Texte und Grafiken mit hohem Kontrast und gut lesbaren Schriften notwendig. Erforderlich sind außerdem Alternativtexte für Bilder, Überschriften und Schaltflächen, die von einer Vorlesesoftware (Screenreader) erkannt werden, Videos mit Untertiteln, Übersetzungen in Gebärdensprache und

Texte in Leichter Sprache. „Digitale Schulbücher sind mehr als eine PDF-Datei. Sie sollten von Anfang an barrierefrei konzipiert und produziert werden“, betont Projektteilnehmer Maxim Brnic, der am Institut für Didaktik der Mathematik und der Informatik zu diesem Thema promoviert. „Eine nachträgliche Anpassung oder Digitalisierung ist oft aufwendiger.“ Zudem stellten die Wissenschaftlerinnen und Wis-

senschaftler bei ihrer Analyse fest, dass es bislang nur wenige digitale Schulbücher in den ausgewählten Unterrichtsfächern gibt, die Barrierefreiheit mitdenken.

Anhand von unterschiedlichen Unterrichtsinhalten zeigen die Experten auf, welche Möglichkeiten und Herausforderungen bei der Gestaltung bestehen. So veranschaulicht beispielsweise eine interaktive Karte eines Bergs mit Audioausschnitten von Tieren und Videos die Darstellung von Höhenlinien. Zusätzlich enthalten die Richtlinien eine Anleitung zum Druck eines 3-D-Modells, das Grundschulern hilft, den Weg zum Gipfel haptisch zu erfahren.

Das DEM-Projekt profitierte von der fächerübergreifenden Zusammenarbeit aus der Didaktik, Blinden- und Sehbehindertenpädagogik, Inklusionspädagogik sowie der Informatik und Technik. Initiator war das Zentrum für die Entwicklung von Sehkompetenzen (CDV) aus Luxemburg. Neben der Uni Münster waren die Universitäten Bozen, Hamburg und Vechta sowie die TU Graz an der wissenschaftlichen Arbeit beteiligt. Die Handreichung ist auf der Projekt-Webseite verfügbar und richtet sich unter anderem an die Entwickler von Lehr- und Lernmaterialien, Schulbuchverlage, Lehrer sowie Experten aus der Didaktik und Inklusionspädagogik.

KATHRIN NOLTE

www.dem-project.eu

NEUERSCHEINUNGEN

Oliver Uschmann, Michael Paaß (Hg.): Münster erzählen. 25 literarische Stadtbegehungen. Münster: BoD - Books on Demand, 2025. 182 Seiten, 11 Euro.

Studierende schwärmen aus, um den Aasee, den Schlossplatz und die Gassen und Plätze der City mit künstlerischem Blick zu besuchen und in Literatur zu verwandeln. Sie holen Details in den Fokus, die man sonst übersieht, erzählen aus der Sicht von Tieren, Kindern oder sogar einer Laterne. Sie schauen den Menschen auf den Mund, hören Cafébesucher tratschen und Kinder staunende Fragen stellen. Ein Stadtporträt in 25 Farben – entstanden am Schreib-Lese-Zentrum der Universität.

Marco Thunig (Hg.): Mumpitz und Einsamkeit. Gedichte, Kurzgeschichten und Novellen. Münster: Epubli, 2025. 272 Seiten, 14,99 Euro. Ein Kohlrouladen liebender Hausmeister, traurige, blaue Frösche, pandemisches Unkraut und paarungswillige Kekse. Ein sensibler Höhlenmensch inmitten vorzeitlicher Gewaltausbrüche, verlassene Wohnungen und desorientierte Seelen auf Sinnsuche: „Mumpitz und Einsamkeit“ ist ein vielfarbiges Potpourri aus lyrischen Beiträgen, Kurzgeschichten, poetischen Essays und Novellen – verfasst von elf Autorinnen und Autoren der Literarischen Schreibwerkstatt des Schreib-Lese-Zentrums.

Vom Labor ans Krankenbett – und zurück

Wie der Medizinstandort Münster Wissen schneller in die Versorgung bringt

EIN GASTBEITRAG VON JAN ROSSAINT

Warum dauert es oft so lange, bis aus einer Entdeckung im Labor eine Verbesserung für die Patientinnen und Patienten wird? Genau an dieser Frage, an dieser Schnittstelle setzt translationale Forschung an. Der Begriff „translational research“ tauchte erstmals in den 1990er-Jahren in der biomedizinischen Forschung auf und wurde in den 2000ern zu einem Leitmotiv in Förderprogrammen. Gemeint ist die „Übersetzung“ von Erkenntnissen: aus der Grundlagenforschung in konkrete Anwendungen und zugleich zurück in die Forschung, wenn Beobachtungen aus den Kliniken, in der Versorgung oder der Bevölkerung neue Fragen aufwerfen.

Man kann sich translationale Forschung als Brücke vorstellen, die mehrere Etappen verbindet. Am Anfang steht oft eine Idee: ein neuer Signalweg, ein Biomarker, ein Wirkstoffkandidat oder ein technisches Verfahren. Dann folgen präklinische Untersuchungen, etwa in Zellkulturen oder Modellen, um die Mechanismen, Wirksamkeit und Sicherheit zu verstehen. Erst danach beginnen klinische Studien – zunächst klein (Phase I, Sicherheit), dann größer (Phase II/III, Wirksamkeit und Vergleich mit Standardtherapien). Anschließend folgen die Zulassung, Erstattung, Leitlinien und die Umsetzung im Versorgungsalltag. Von der Idee bis zur breiten Anwendung vergehen nicht selten zehn bis 15 Jahre.

Ein konkretes Beispiel aus Münster ist die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Klinische Forschungsgruppe mit dem Titel „Organdysfunktion im Rahmen systemischer Inflammationssyndrome“. In diesem Verbund untersuchen Forscher aus mehreren Kliniken und Instituten, warum bei schweren systemischen Entzündungsreaktionen, etwa bei einer Sepsis, lebenswichtige Organe versagen. Ziel ist es, relevante molekulare und zelluläre Signalwege zu identifizieren, potenzielle Therapieansätze in präklinischen Modellen zu prüfen und klinische Beobachtungs- sowie Interventionsstudien am Universitätsklinikum Münster so zu gestalten, dass aus Mechanismen konkrete, überprüfbare Strategien werden.

Die klinische Gruppe vereint dabei Projekte von der Inflammation und Zellbiologie über die Bildgebung und Mikrobiologie bis zum klinischen Management von Sepsis und Organversagen. Solche Verbünde zeigen, wie aus komplexer Krankheitsbiologie Schritt für Schritt klinisch relevante Entscheidungen werden – vom Biomarker bis zur personalisierten Therapie. Damit wird auch klar, was translationale Forschung nicht ist: Sie meint nicht nur „Laborarbeit“, sondern den gesamten Weg in klinische Studien, in die Versorgung und – im besten Fall – in die Gesellschaft. Der Nutzen

kann enorm sein: bessere Heilungschancen, weniger Nebenwirkungen, frühere Diagnosen, gezielte Prävention und damit mehr Lebensqualität und Entlastung des Gesundheitssystems.

Translationale Forschung ist deshalb Teamarbeit. Neben Biologie und Medizin braucht es Pharmazie, Chemie, Ingenieur- und Materialwissenschaften, Pflege- und Gesundheitswissenschaften, Ethik, Recht und Gesundheitsökonomie – und zunehmend Datenwissenschaft: von Bildgebung über riesige Datensätze biologischer Moleküle, den sogenannten Omics-Daten, bis zu elektronischen Patientendaten und „Real-World-Evidenz“. Dabei handelt es sich um medizinische Daten, die als Teil der routinemäßigen Patientenversorgung erhoben werden. Ebenso wichtig sind Kooperationen mit Kliniken, außeruniversitären Forschungseinrichtungen, Industriepartnern und Start-ups, aber auch mit Patientenorganisationen und der Öffentlichkeit. Denn Akzeptanz und Mitgestaltung, etwa durch Patientenbeteiligung, entscheiden mit darüber, ob Innovationen ihren Weg in den Alltag finden.

An dieser Stelle spielt der Medizinstandort Münster seine Stärke aus. Die enge Verzahnung von Universität, medizinischer Fakultät und Universitätsklinikum Münster schafft kurze Wege zwischen Labor, Klinik und Studieninfrastruktur. Interdisziplinäre Verbünde, gemeinsame Plattformen und erfahrene Studienzentren helfen, Ideen zügig zu prüfen, Patientinnen und Patienten sicher einzubinden und die Ergebnisse wieder in die Versorgung zurückzuspielen. Diese Nähe macht Translation schneller, sicherer und patientennäher.

Die Zukunft der translationalen Forschung liegt in Präzisionsmedizin, biologischen und digitalen Biomarkern, personalisierten Therapien, neuen Impf- und Zelltechnologien sowie in einer Versorgung, die aus Daten lernt. Wenn es gelingt, Forschung, klinische Praxis und Gesellschaft noch enger zu verzahnen, wird aus Wissen Leben: Translationale Forschung macht wissenschaftliche Neugier zu konkretem Nutzen und die Universität Münster zu einem Ort, an dem Gesundheit und Lebensqualität nachhaltig verbessert werden können.



Prof. Dr. Jan Rossaint arbeitet an der Klinik für Anästhesiologie, operative Intensivmedizin und Schmerztherapie des Universitätsklinikums Münster.
Foto: UKM

„Ziel ist es, praktikable Lösungen für den Alltag zu schaffen“

Die Allgemeinmedizin trägt neue Erkenntnisse in die Breite – ein Gespräch mit Tanja Grammer

In einer Universitätsstadt wie Münster liegen Wissenschaft und klinische Praxis räumlich nah beieinander. Forschungsteams sowie Ärztinnen und Ärzte tauschen sich hier unkompliziert aus. Doch wie gelangen neue Erkenntnisse in die Breite, beispielsweise in hausärztliche Praxen in kleinen Kommunen und ländlichen Regionen? Im Gespräch mit Kathrin Kottke erläutert Prof. Dr. Tanja Grammer, Direktorin des Instituts für Allgemeinmedizin an der Universität Münster, warum translationale Forschung für die Allgemeinmedizin zentral ist und wie sie Einzug in den Praxisalltag hält.



Prof. Dr. Tanja Grammer
Foto: UKM - Heine

Was bedeutet translationale Forschung für die Allgemeinmedizin, insbesondere für Praxen fernab von Universitätskliniken?

Translationale Forschung verbindet Wissenschaft und Versorgungsalltag. Sie überträgt neue Erkenntnisse aus der Forschung direkt in die hausärztliche Praxis und prüft zugleich, ob sich Konzepte unter realen Bedingungen bewähren. In allgemeinmedizinischen Praxen lassen sich

Ergebnisse aus der Grundlagen- und Versorgungsforschung kontrolliert testen und weiterentwickeln. Ziel ist es, praktikable Lösungen für den Alltag zu schaffen. Gerade Praxen im ländlichen Raum wünschen sich einen engeren Anschluss an aktuelle medizinische Entwicklungen.

Und davon profitieren die Praxen?

Definitiv. Translationale Forschung stärkt die Versorgungsqualität, verbessert Abläufe und erhöht die Attraktivität von

Praxen als Weiterbildungsorte für junge Ärztinnen und Ärzte. Davon profitiert das gesamte Praxisteam, einschließlich der medizinischen Fachangestellten: Sie alle greifen aktuelle Forschungsergebnisse auf und entwickeln ihre Kompetenzen weiter.

Wie gelangen neue Erkenntnisse in die hausärztliche Versorgung?

Ein zentrales Instrument sind regelmäßige Lehr- und Forschungspraxentreffen, die mindestens einmal pro Quartal stattfinden. Hinzu kommen landesweite Fortbildungen für hausärztliche Praxisteams. Programme wie das hausärztliche Forschungspraxennetz in Nordrhein-Westfalen sowie die Begleitung von Praktika in landärztlichen Praxen oder Mentoringangebote für Studierende sorgen für einen kontinuierlichen Kontakt zur Universität.

Das klingt nach zusätzlichem Aufwand im ohnehin vollen Praxisalltag ...

Der größte Engpass ist tatsächlich die Zeit. Viele Praxen versorgen täglich zahlreiche Patientinnen und Patienten. Gleichzeitig fehlt es häufig an digitaler Un-

terstützung. Hinzu kommt die große Heterogenität der Praxen: Sie unterscheiden sich deutlich in Größe, Ausstattung und fachlichen Schwerpunkten. Erschwerend wirkt außerdem, dass neue Versorgungsleistungen oft gar nicht oder nur unzureichend honoriert werden.

Auf den Punkt gebracht: Was ist konkret erforderlich?

Forschung im Praxisalltag erfordert klare Strukturen, die Akzeptanz neuer Routinen sowie verlässliche Rahmenbedingungen.

Wie lassen sich denn diese Strukturen schaffen?

Ein wichtiger Ansatz ist der Ausbau akademischer Lehr- und Forschungspraxen. Dabei kooperieren niedergelassene Praxen offiziell mit einer medizinischen Fakultät und beteiligen sich an der Ausbildung von Medizinstudierenden. Wir unterstützen

Interessierte beim Aufbau und schaffen ein vertrauensvolles Umfeld. Ärztinnen, Ärzte und Praxisteams bringen sich frühzeitig in neue Forschungsfragen ein, etwa

über einen Forschungsbeirat am Standort Münster. Umgekehrt ist der Einblick in die Praxisarbeit für die universitäre Forschung unverzichtbar, um relevante Themen aufzugreifen – eine klare Win-win-Situation.

Es ist im Alltag nicht immer leicht, neue Strukturen aufzubauen. Was braucht es politisch und strukturell, damit die Forschung schneller in die Versorgung ankommt?

Erforderlich sind eine gezielte Infrastrukturförderung und eine verlässliche Finanzierung von Forschung in der Primärversorgung. Eine vollständig nutzbare elektronische Patientenakte sowie die Finanzierung innovativer Diagnostik, Therapien und Versorgungsformen auch in hausärztlichen Praxen würden den Transfer zusätzlich beschleunigen. Lokale ärztliche Arbeitsgemeinschaften sollten neue wissenschaftliche Erkenntnisse frühzeitig an politische und gesellschaftliche Entscheidungsträger herantragen. Ebenso wichtig ist eine schnelle Einbindung der kassenärztlichen Vereinigungen, der Bundesärztekammer und der Krankenkassen.

Die unterschiedlichen Phasen der translationalen Forschung greifen wie ein Puzzle ineinander: von experimentellen Ansätzen im Labor über präklinische Modelle bis hin zur Anwendung am Patienten. Auf diese Weise entsteht aus wissenschaftlicher Erkenntnis medizinischer Fortschritt.

Fotos: Uni MS – Michael Kuhlmann (Bilder oben), UKM (unten)



Ein gewinnbringender Prozess

Beispiel Nuklearmedizin: Translationale Forschung erfolgt in mehreren Phasen

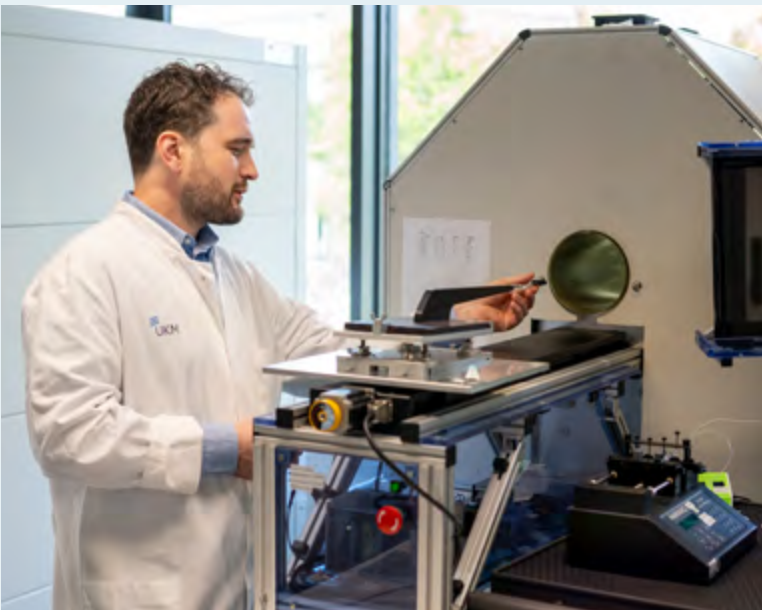
Translationale Forschung läuft weltweit in mehreren aufeinander aufbauenden Phasen ab. Nuklearmediziner Prof. Dr. Philipp Backhaus ist am Universitätsklinikum Münster und am „European Institute for Molecular Imaging“ der Universität Münster vor allem in den frühen Phasen der Translation aktiv und auf die Bildgebung und Therapie von Tumoren und Entzündungen spezialisiert. Seit einigen Monaten ist sein Team an der Entwicklung des Medikaments „OncoACP3“ beteiligt, das die Untersuchung von Prostatakrebs verbessern soll.

Von der Grundlagenforschung zu ersten translationalen Schritten

Die Nuklearmedizin setzt radioaktiv markierte Medikamente ein, auch Radiopharmaka genannt, um Bilder aus dem Körperinneren zu erzeugen. Diese Stoffe binden sich an bestimmte Moleküle, die an Krankheitsprozessen beteiligt sind. Um neue Möglichkeiten für die nuklearmedizinische Bildgebung zu entwickeln, ist daher oft die Erforschung der molekularen Prozesse nötig, die einer Erkrankung zugrunde liegen. Im Fall von „OncoACP3“ ging es darum, ein passgenaues Molekül zu finden, das spezifisch an Prostatakrebszellen bindet und so Metastasen sichtbar machen kann. Dies war dem Schweizer Biotech-Unternehmen „philochem AG“ kürzlich gelungen. Das Unternehmen identifizierte ein kleines Molekül, das an das Protein ACP3 auf Prostatakrebszellen bindet, und bestätigte dies in Zellkulturen. Das Forschungsteam an der Universität Münster entwickelte in Kooperation mit dem Unternehmen daraufhin den Weg für die radioaktive Markierung des Moleküls und stellte im Reagenzglas sicher, dass das neue Radiopharmakon im Blutserum stabil bleibt. Dies ist eine wichtige Voraussetzung für den ersten translationalen Schritt: In gezielten Untersuchungen prüfte das Team die Verteilung und Anreicherung in Tumorzellen im Mausmodell. Dazu wurden den Mäusen Tumorzellen unter die Haut gespritzt, die Tumore mit dem neuen Radiopharmakon bildgebend dargestellt und anschließend entnommen, um die Bilder mit dem Vorkommen des Proteins auf dem Tumor zu vergleichen. „Diese präklinischen Studien sind eine entscheidende Phase, denn wie sich ein Molekül in der komplexen biologischen Umgebung eines lebenden Organismus verhält, lässt sich in einer Zellkultur nicht vollständig simulieren“, sagt Philipp Backhaus.

Erste Erprobung und Studien bei Patienten

Die Studien zeigten, dass „OncoACP3“ die Maustumoren sehr zuverlässig darstellte, so dass die Anwendung beim Menschen in den Blick rücken konnte. Hier ist in Deutschland neben einer klinischen Phase-I-Studie, in die eine geringe Anzahl an Probanden eingeschlossen wird, auch die direkte Anwendung bei Patienten im Rahmen individueller medizinischer Fragestellungen möglich. Dies ermöglicht insbesondere Universitätskliniken, einzelnen Patientinnen und Patienten unter bestimmten Voraussetzungen frühzeitig eine neue diagnostische oder therapeutische Option anzubieten. „OncoACP3“ wurde so bei ausgewählten Patienten angewendet, bei denen nach Einschätzung des sogenannten Tumorboards, eines interdisziplinären Expertenteams, eine Ergänzung der Standardbildgebung sinnvoll erschien. Durch die neuartige Untersuchung sollte die individuelle Metastasierung besser beurteilt werden. Eine wichtige Basis dieser klinischen Anwendung ist eine intensive und individuelle Aufklärung des Patienten, der sein Einverständnis geben muss, bevor es zur Bildgebung kommt. Im Fall von „OncoACP3“, das inzwischen an verschiedenen Standorten bei über 100 Patienten zum Einsatz gekommen ist, lieferten die ersten klinischen Anwendungen positive Ergebnisse, die nachträglich ausgewertet und wissenschaftlich veröffentlicht wurden. „In vielen Fällen konnten wir mithilfe des innovativen Medikaments ermitteln, ob und wie der Krebs bereits metas-



Prof. Dr. Philipp Backhaus nutzt einen Positronen-Emissions-Tomographen für die präklinische Bildgebung bei Mäusen.
Foto: Uni MS - Johannes Wulf

rasiert hatte, wodurch oft die Therapie angepasst und optimiert werden konnte“, erklärt Philipp Backhaus.

Um die Anwendung in den Klinikalltag überführen zu können, braucht es klinische Studien und letztlich eine arzneimittelrechtliche Zulassung des Medikaments. Hier gelten strenge Vorschriften. „Translationale Forschung bleibt an dieser Hürde oft hängen“, sagt Philipp Backhaus. „OncoACP3“ hat aktuell die Hälfte des translationalen Weges beschritten. Ein Pharmaunternehmen hat das Patent lizenziert und führt bereits eine Phase-I-Studie durch, die vor allem die Arzneimittelsicherheit zeigen soll.

Weitergehende klinische Studien

Basierend auf der Phase-I-Studie sind Phase-II- und Phase-III-Studien dann unabdingbar. Mit ihnen überprüfen die Experten unter anderem, ob der Einsatz eines neuen Verfahrens in einer größeren Patientengruppe Vorteile gegenüber anderen Methoden bringt. Sofern „OncoACP3“ sein Potenzial bewahrt und die nötigen regulatorischen Hürden überwindet, kann es zugelassen, in Leitlinien verankert und in der Routineversorgung von den Krankenkassen finanziert werden.

Philipp Backhaus und sein Team betreiben derweil weitere translationale Forschung. „In Deutschland wurde über Jahre viel in die präklinische Forschung investiert, aber gleichzeitig errichtete man hohe finanzielle und regulatorische Hürden für die Translation in Phase-Studien“, erklärt Philipp Backhaus. „Hier hat sich in den vergangenen Jahren viel zum Positiven entwickelt, so dass wir hoffentlich bald deutlich mehr Studien selbst initiieren können“, unterstreicht er. Hilfreich werde dafür sein, dass er derzeit das Studienmanagement in der Klinik für Nuklearmedizin weiter vorantreibt und professionalisiert, um vermehrt frühe Phase-Studien als wichtigen Teil des translationalen Prozesses durchführen zu können. ANB

Forschung für den Weg zum Wunschkind

Als „Clinician Scientist“ ist Janice Jeschke zwischen Klinik und Labor unterwegs

Der Beginn eines neuen Lebens ist medizinisch komplex. Zwischen Befruchtung und Geburt durchlaufen die befruchteten Eizellen zahlreiche biologische Prozesse, die bis heute das eine oder andere Rätsel mit sich bringen. Dr. Janice Jeschke beschäftigt sich sowohl im klinischen Alltag als auch im Labor mit den frühen Voraussetzungen einer erfolgreichen Schwangerschaft. Als sogenannter Clinician Scientist ist sie am Centrum für Reproduktionsmedizin und Andrologie (CeRA) in der Arbeitsgruppe von Prof. Dr. Verena Nordhoff tätig und arbeitet als Assistenzärztin in der Klinik für Frauenheilkunde und Geburtshilfe des Universitätsklinikums Münster.

Konkret bedeutet dieser duale Berufs- weg: Janice Jeschke verbringt 50 Prozent ihrer Arbeitszeit in der Klinik, 50 Prozent im CeRA. „Ich bin vier Wochen am Stück im OP, im Kreißsaal oder kümmerge mich um die Versorgung der Patientinnen und Patienten“, erklärt sie. In den darauffolgenden vier Wochen geht sie ihrer Forschung nach. Um diese Form der translationalen Forschung systematisch zu stärken, wurde 2023 das vom Bundesministerium für Forschung, Technologie und Raumfahrt geförderte „Junior Scientist Research Centre ReproTrack. MS“ gegründet. Es bietet Forscherinnen und Forschern aus der Medizin und den Naturwissenschaften ein strukturiertes, interdisziplinäres und interaktives Fortbildungspro-



Im IVF-Labor (In-vitro-Fertilisation) werden Eizellen nach der Befruchtung weiterkultiviert. Ein spezieller Brutkasten macht die zeitliche Entwicklung der Embryonen sichtbar. Dr. Janice Jeschke analysiert diese Daten, um das Implantationspotenzial der einzelnen Blastozysten, also der Embryonen im frühen Entwicklungsstadium, zu beurteilen.
Foto: Uni MS - LUS Peikenkamp

gramm, um eine Karriere als unabhängiger Wissenschaftler zu fördern. Janice Jeschke gehört zu diesem Netzwerk, sie erlebt täglich die Vorteile. „Der enge Austausch spart Zeit“, sagt sie, „weil klinische Erfahrungen dabei helfen, früh die richtigen Fragen zu stellen und Sackgassen zu vermeiden.“

Als Postdoktorandin forscht sie zu den molekularen Mechanismen, die die Befruchtung und Einnistung der Eizelle in der Gebärmutter beeinflussen. Bereits in ihrer

Promotion untersuchte sie den Einfluss von Steroidhormonen auf Ionenkanäle in menschlichen Spermien. Heute analysiert sie frühe biologische Entwicklungsprozesse, die für eine Schwangerschaft von entscheidender Bedeutung sind, insbesondere durch neue Ansätze zur Beurteilung des Entwicklungspotenzials einzelner Eizellen und von daraus resultierenden Embryonen. Das Ziel besteht darin, Unfruchtbarkeit besser zu verstehen und auf dieser Grundlage neue

diagnostische Ansätze und Therapien zu entwickeln. In ihrer Grundlagenforschung arbeitet sie ausschließlich mit menschlichen Proben, die im klinischen Alltag ohnehin anfallen – selbstverständlich müssen die Patientinnen und Patienten dem vorab zustimmen.

Auch wenn die Forschung oft Jahre vor einer klinischen Anwendung ansetzt, beginnt der Austausch zwischen Praxis und Wissenschaft bereits früh und konkret. Klinische Beobachtungen fließen so direkt in die Planung ein. Wenn die Ärztinnen und Ärzte beispielsweise feststellen, dass bei bestimmten Patientinnen trotz guter Ausgangsbedingungen eine Einnistung wiederholt ausbleibt, greift Janice Jeschke diese Frage in ihrer experimentellen Arbeit auf. In diesen Fällen untersucht sie, welche molekularen Prozesse in der frühen Phase der Einnistung eine Rolle spielen könnten. Umgekehrt helfen ihre Ergebnisse dabei, klinische Befunde besser einzuordnen und neue diagnostische Marker zu diskutieren.

Am Ende steht oft der lang ersuchte Moment: ein positiver Schwangerschaftstest. Für die werdenden Eltern bedeutet er Hoffnung und Erleichterung. Für Janice Jeschke ist er die Bestätigung, dass die enge Verzahnung von Labor und Klinik einen Unterschied macht. Genau dort, wo Forschung und medizinische Praxis zusammenkommen, wird translationale Forschung greifbar. KATHRIN KOTTKE

„Wir liefen Gefahr, festgesetzt zu werden“

Vier Jahre Krieg gegen die Ukraine gehen auch an der Wissenschaft nicht spurlos vorbei – ein Gespräch

VON ANDRÉ BEDNARZ

Am 24. Februar 2022 überfiel Russland die Ukraine. Seitdem leidet nicht nur die Bevölkerung unter den täglichen Angriffen, auch die Wissenschaft ist vom Krieg betroffen – in der Ukraine, Russland und Deutschland. Die Osteuropa-Expertinnen Prof. Dr. Christina Clasmeier, Prof. Dr. Regina Elsner und Prof. Dr. Ricarda Vulpius schildern im Interview die Konsequenzen für ihre Arbeit, die Veränderungen in ihren Fächern sowie innere und äußere Konfliktlinien.

Was sind die markantesten Auswirkungen des Krieges auf die Wissenschaft und Ihre Arbeit?

Christina Clasmeier: Die Slavistik durchlebt einen beschleunigten Wandel, sie will inhaltlich und institutionell mehr sein als Russistik, wodurch die anderen slavischen Sprachen, Literaturen und Kulturen stärker in den Fokus rücken. Eine markante Auswirkung für mich als Sprachwissenschaftlerin ist der erschwerte Zugang zur russischen und belarussischen Sprache, zu ihren Sprecherinnen und Sprechern. Dadurch kann ich derzeit bestimmte Forschungsfragen nicht verfolgen.

Regina Elsner: Das gilt auch für mein Forschungsfeld Religion und Kirche. Der direkte Kontakt vor Ort fehlt – in der Ukraine und Russland sowie in Belarus. Aber auch die Forschungsethik ist betroffen: Wozu forsche ich? Wer nutzt meine Ergebnisse wofür? Gerade die russische Propaganda nutzt Religion, die Frieden stiften, aber auch Kriege befördern kann. Dadurch ist meine Arbeit sicherheitsrelevant geworden.

Ricarda Vulpius: Der Angriffskrieg hat die osteuropäische Geschichte auf den Kopf gestellt. Viel früher und intensiver, ohne den Krieg als Auslöser, hätten wir uns der Ukraine und ihrer Geschichte zuwenden müssen. Darüber hinaus leiden vor allem die Archivarbeit und die Kooperationen mit Kolleginnen und Kollegen: in Russland wegen der Kontakt- und Reisebeschränkungen, in der Ukraine wegen des Krieges. Wir nutzen deswegen vermehrt bereits erschlossenes und aufbe-



So wie viele ukrainische Universitäten zerstört oder beschädigt wurden (hier ein Hörsaal der Nationalen Universität Charkiw), so hat die Wissenschaft durch den Krieg als Ganzes Schaden genommen – in der Ukraine, Russland und darüber hinaus. Foto: picture alliance / Anadolu | Stringer

reitetes Quellenmaterial. Zudem forschen wir verstärkt zu Themen aus der imperialen Peripherie, also beispielsweise zum Südkaukasus oder zum Baltikum.

Sie können wegen des Embargos auch nicht nach Russland reisen?

Vulpius: Ja. Das käme allerdings auch aus anderen Gründen nicht infrage: Regina Elsner und ich liefen Gefahr, festgesetzt zu werden. Wir leiten die Münsteraner Zweigstelle der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde, die Russland als extremistische Organisation eingestuft hat. Die Gefahr für uns, aber auch für all jene, die mit uns zusammenarbeiten und Familie in Russland haben, ist ernst zu nehmen.

Was machen die äußeren Umstände mit Ihren Fachgemeinschaften?

Vulpius: Der Großangriff hat uns in der osteuropäischen Geschichte auf ungeahnte Weise zusammengeschweißt. Darum wehren wir uns auch gemeinsam gegen nicht fundierte Angriffe einer russlandfreundlichen Öffentlichkeit und sind insgesamt sehr präsent, was die Kommunikation mit Einrichtungen, Parteien, Vereinen betrifft. Viele von uns spüren die Verantwortung, die Ukraine zu unterstützen.

Elsner: In der Theologie sehe ich das kaum. Nur wenige in der Ostkirchenkunde befassen sich mit aktuellen gesellschaftspolitischen Fragen. Als Friedensforscherin sehe ich sogar eine massive Spaltung in dieser Disziplin, die Frage nach militärischer Unterstützung polarisiert sehr, ebenso der Umgang mit der Russischen Orthodoxen Kirche.

Clasmeier: In der Slavistik gibt es ebenfalls intensive Debatten. Über die Notwendigkeit, mehr zu sein als Russistik, herrscht glücklicherweise Einigkeit. Kontrovers diskutiert wird, welche Rolle die Erforschung russistischer Themen einnehmen darf oder soll. Gestritten wird etwa über den Umgang mit der klassischen russischen Literatur, weil diese bereits von imperialen Elementen durchdrungen ist. Auch die Sprachwissenschaft ist davon berührt, beispielsweise bei der Behandlung und Bewertung des Einflusses, den das Russische im Laufe der Sprachgeschichte auf das Ukrainische und Belarussische hatte. Die Argumentation ist mitunter irrational. Menschlich ist das verständlich. Dennoch müssen wir, so schwierig es in der Begegnung ist, wissenschaftliche Standards aufrechterhalten ...

Elsner: ... woraufhin ukrainische Kollegen mitunter den Vorwurf erheben, man würde russische Propaganda betreiben.

Vulpius: Das betrifft auch die gemeinsame Wissenschaftssprache. Inzwischen ist es undenkbar, mit vielen ukrainischen Kollegen Russisch als Verständigungssprache zu nutzen. Wir behelfen uns in entsprechenden Runden mit Englisch, wenn nicht alle Deutsch oder Ukrainisch sprechen.

Die Ukraine und Osteuropa insgesamt stehen seit 2022 viel stärker im gesellschaftlichen und politischen Fokus. Geht damit denn auch eine bessere finanzielle Förderung Ihrer Fächer und Forschung einher?

Vulpius: Das sehe ich nicht. Gleichwohl rechne ich dem deutschen System hoch an, dass es die Finanzierungsmöglichkeiten für geflüchtete Wissenschaftler verbessert hat.

Das ist meines Erachtens in dieser Dimension einzigartig in der EU. Allerdings stelle ich fest, dass die Situation für diese Wissenschaftler, gerade in der Postdoc-Phase, schwierig ist. Sie haben kaum Planungssicherheit, kämpfen akademisch und finanziell ums Überleben. Auch das beeinflusst und belastet unsere Forschung.



Freundschaften und wissenschaftliche Beziehungen sind in die Brüche gegangen.

Und wie wirkt sich der Krieg auf die Studierenden und das Studium an sich aus?

Clasmeier: Ein gesteigertes Interesse von Studierenden an der Slavistik sehe ich seit dem Krieg nicht. Viele junge Leute begreifen nicht, dass auch ihre Freiheit existenziell bedroht ist. Das ist erschütternd.

Elsner: Dem stimme ich zu. Gerade bei diesem Thema erkenne ich kein besonderes politisch-ethisches Interesse der Studierenden.

Clasmeier: Ukrainisch ist in Münster bisher leider nicht so stark gefragt, wie wir uns wünschen würden, obwohl das Institut einen großen Aufwand betrieben hat, entsprechende Sprachkurse anzubieten. Russisch steht bei den Studierenden weiterhin stärker im Fokus.

Vulpius: Mich verblüfft allerdings die Diskrepanz: Einerseits wünschen sich Studierende Bezüge zu aktuellen Themen, andererseits werden Veranstaltungen wie eine Vorlesung zur Geschichte der russisch-ukrainischen Beziehungen kaum besucht. Erfolgreich war jedoch ein Experiment: In einer Online-Veranstaltung arbeiteten Studierende aus Münster und Czernowitz zusammen. Durch den persönlichen Austausch wurde deutlich, dass die ukrainischen Kommilitonen im Krieg nicht wissen, ob sie morgen noch leben, Strom haben oder wegen Raketenalarms in den Keller müssen.

Elsner: Es zeigen vor allem diejenigen Interesse an Lehrveranstaltungen, die Wurzeln oder Verwandte in Osteuropa haben. Auch Menschen, die als Gastfamilie

oder in der Schule Kontakt zu Ukrainern hatten, wollen mehr über die Hintergründe erfahren.

Eine persönliche Frage: Sie haben sich als Wissenschaftlerinnen der ukrainischen und russischen Sprache, Geschichte, Religion und den Menschen verschrieben. Wie geht es Ihnen seit Februar 2022?

Vulpius: Für mich ist es der Zusammenbruch eines Traums. Auch weil ich in den 1980ern noch die Block-Konfrontation und dann nach 1990 die Wiederannäherung zwischen Ost und West miterlebt habe.

Clasmeier: Ich empfinde eine große Trauer darüber, was in der Ukraine geschieht. Aber auch darüber, was mit ‚meinem‘ Russland passiert. Ich habe Russisch aus einer großen Zuneigung zu dieser Region und ihren Menschen studiert. Es ist entsetzlich und schmerzhaft, dass dieses Land einen so brutalen Krieg führt.

Elsner: Ich spüre einen tiefen Vertrauensverlust im Umgang mit russischen Kolleginnen und Kollegen. Warum darf diese Person Russland verlassen, wurde sie geschickt, kann man ihr noch vertrauen? Viele Verbindungen zu Russland sind abgebrochen. Nach meiner langen Zeit dort habe ich ein Stück Heimat verloren. Aber mich begleitet seit 2022 vor allem die ständige Sorge um ukrainische Kollegen – und diese Sorge prägt den Alltag sehr.

Vulpius: Freundschaften und enge wissenschaftliche Beziehungen sind in die Brüche gegangen. Alexei Miller, ein bekannter russischer Historiker und guter Kollege von mir, stützt inzwischen Putins Kurs, die Ukraine zu vereinnahmen. Unser Fach fragt sich nunmehr, ob Miller vielleicht für den russischen Geheimdienst gearbeitet hat, und welche Verantwortung auch wir tragen. Die Folge ist ein Nicht-Miteinander-Sprechen-Können.

Gibt es etwas, das Ihnen trotz allem Mut macht?

Vulpius: Es ist eindrucksvoll, wie viele Forscher in der Ukraine weitermachen. Etwa an der Universität Charkiw, die sofort nach Beginn des Großangriffs in die Keller zog und dort weitermachte. Diese Unerschrockenheit hat mich sprachlos gemacht. Gleichzeitig ist die Lage katastrophal und die Gefahr einer weiteren Eskalation groß. Aber um beim Mut zu bleiben: Es ist eine große Bereicherung, dass wir inzwischen viel stärker auf die osteuropäische Geschichte abseits von Russland blicken und uns zudem dank digitaler Vernetzung mit ukrainischen Kollegen, die nicht rauskönnen, in Webinaren treffen können. Dadurch rücken wir enger zusammen.

Elsner: Es macht Mut, die Resilienz der ukrainischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu sehen, ihren Willen, die eigene Arbeit und Haltung nicht durch den Krieg brechen zu lassen.

Was wünschen Sie sich für die Zukunft mit Blick auf die Wissenschaft?

Vulpius: Mit Blick auf ukrainische Wissenschaftler wünsche ich mir zum einen, dass sie die Kraft behalten, trotz aller entsetzlichen Umstände weiterzumachen. Zum anderen hoffe ich, dass sie dem Druck standhalten und geschichtswissenschaftliche Erkenntnisse nicht politisieren. Auch wenn sie dadurch zuweilen Gefahr laufen, als Verräter des Volkes gebrandmarkt zu werden.

Elsner: Ich hoffe, dass wir wieder besser ins Gespräch kommen und die Politisierung der Inhalte abnimmt. Ich glaube, das kann in den kleinen Räumen passieren. Dort, wo keine Kamera ist, keine Pressemitteilung erscheint, sondern im persönlichen Austausch.

Vulpius: Genau diese Brücken brauchen wir.

Clasmeier: Und wir brauchen noch eins: die kritische Stimme der Wissenschaft in einer wieder zunehmend durch das Recht des Stärkeren dominierten Welt. Ich hoffe, dass sie Gehör findet.

ZU DEN PERSONEN



Dr. Regina Elsner (links) ist seit 2023 Professorin für Ostkirchenkunde und Ökumenik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster. Sie forscht vor allem zur Orthodoxie in Osteuropa und zur orthodoxen Sozial- und Friedensethik. Außerdem untersucht sie Kirchen und Zivilgesellschaft in Russland, der Ukraine und Belarus und beschäftigt sich mit ökumenischen Beziehungen.

Dr. Ricarda Vulpius (Mitte) ist seit 2021 Professorin für osteuropäische und ostmitteleuropäische Geschichte und seit 2024 geschäftsführende Direktorin des Historischen Seminars der Universität Münster. In ihren Forschungsschwerpunkten, der russländischen Imperiumsgeschichte sowie der Geschichte der Ukraine und ihren Verflechtungen, konzentriert sie sich auf das 16. bis 20. Jahrhundert.

Dr. Christina Clasmeier ist seit 2022 Juniorprofessorin für slavistische Sprachwissenschaft mit Schwerpunkt Translationswissenschaft. An der Universität Hamburg studierte sie Ost- und Westslavistik sowie Psychologie, an der Ruhr-Universität Bochum promovierte sie in slavistischer Sprachwissenschaft. Sie beschäftigt sich unter anderem mit der Psycholinguistik der slavischen Sprachen.

Foto: Uni MS - Linus Peikenkamp

Zweite Heimat im Regenwald

Ahana Fernandez leitet eine Emmy-Noether-Gruppe in der Abteilung für Verhaltensbiologie

VON CHRISTINA HOPPENBROCK

Noch bevor die Sonne in Panama aufgeht, beginnt für Dr. Ahana Aurora Fernandez der Arbeitstag. Wenn sie für ihre Forschung im Regenwald ist, in der Regel einmal im Jahr für einige Monate, macht sich die Verhaltensbiologin früh morgens auf den Weg zum Tagesquartier „ihrer“ Fledermauskolonie. Kommen die Tiere mit Sonnenaufgang heim, hört sie zu, wie die Fledermausmännchen zu singen beginnen und die Mütter sich mit ihren Jungen „unterhalten“. Ahana Fernandez lauscht dem munteren Treiben nicht nur mit ihren Ohren. Sie nutzt zudem spezielle Mikrofone, denn die Tiere kommunizieren auch viel im Ultraschallbereich, den Menschen nicht wahrnehmen. Mit anderen Worten: Die 37-Jährige, die seit September 2025 als Emmy-Noether-Gruppenleiterin am Institut für Neuro- und Verhaltensbiologie der Universität Münster arbeitet, erforscht die akustische Kommunikation von Fledermäusen.

Die Große Sackflügelfledermaus in Panama sucht sich beispielsweise hohle Bäume oder Außenwände von Gebäuden als Tagesquartier. Nachts sind die Tiere unterwegs. Mit dem Gesang signalisiert das revierbesitzende Männchen seinen Weibchen bei der Heimkehr, dass keine Gefahr droht. Die „Unterhaltung“ zwischen den Jungtieren und ihren Müttern weist Parallelen zur menschlichen Kommunikation auf, fand Ahana Fernandez heraus. Die Jungtiere lallen einige Wochen lang wie Babys, die Fledermausmütter nutzen wiederum eine Art Babysprache im Umgang mit ihrem Nachwuchs. Diese Interaktion ist unter anderem wichtig, damit die jungen Männchen die komplexen Gesänge richtig lernen. „Mich interessiert, wie und warum Tiere kommunizieren und wie sich vokale Systeme entwickeln, auch auf neuromolekularer Ebene“, betont Ahana Fernandez, die ihre Forschungsergebnisse unter anderem in der Fachzeitschrift „Science“ veröffentlicht hat.

Die Schweizerin ist zweisprachig mit Deutsch und Spanisch aufgewachsen; ihr Vater ist Ecuadorianer. Sie studierte in Bern Biologie, bevor sie an der Freien Universität Berlin promovierte und anschließend, von 2020 bis 2024, am Museum für Naturkunde in Berlin als Postdoktorandin arbeitete. Nach einer Station am Ernst-Strüngmann-Institut in Frankfurt am Main wechsel-



Dr. Ahana Fernandez liebt die Arbeit im tropischen Regenwald in Panama. Dort erforscht sie die akustische Kommunikation von Fledermäusen. Foto: Simon Ripperger

te sie an die Universität Münster. „In der Abteilung für Verhaltensbiologie habe ich ein spannendes Umfeld, in dem ich mir neue Expertisen aneignen kann, zum Beispiel über die Rolle von Hormonen und individualisierte Strategien“, sagt sie. Erst vor wenigen Wochen erhielt sie den Forschungspreis der Deutschen Wildtierstif-

tung, der ein neues Forschungsprojekt zu in Deutschland heimischen Fledermäusen ermöglichen wird.

Die Arbeit im Freien mag sie besonders gern; Gamboa ist zu ihrer zweiten Heimat geworden. Die kleine Siedlung liegt im Zentrum Panamas, umgeben von tropischem Regenwald. Ahana Fernandez ist

während ihrer Aufenthalte dort zu Gast am Smithsonian Tropical Research Institute (STRI), dem sie als „Research Associate“ wissenschaftlich verbunden ist. 2015 war sie das erste Mal zu einem Forschungsaufenthalt am STRI. Mittlerweile kennt sie dort den Wald und die Menschen und weiß, wo die Fledermäuse zu finden sind. Mithilfe von Markierungen kann sie die Tiere, die sie teils über Jahre hinweg beobachtet, auseinanderhalten.

Da die Interaktionen zwischen den Tieren extrem schnell sind, macht sie Filmaufnahmen, die sie in Zeitlupe und in vergrößerten Ausschnitten anschauen kann. Auf die unmittelbare Beobachtung zu verzichten und allein auf eine Auswertung der Aufnahmen zu setzen, kommt für sie aber nicht infrage. „Man muss vor der Kolonie sitzen, um das große Ganze zu verstehen. Durch meine Beobachtungen vor Ort lerne ich viel über die Tiere. Auch meine Studierenden sollen diese Erfahrungen bei der Feldarbeit machen“, unterstreicht sie. An ihrem „zweiten Standbein“, der Forschung zur Kommunikation bei Kolibris, reizt sie das Neuland. „Die Kommunikation bei Kolibris, die als Einzelgänger leben, ist kaum erforscht. Aber sie verständigen sich mit einem Repertoire an Lautäußerungen, wenn sie sich an den Futterstellen treffen.“

Herausforderungen bei der Arbeit im Regenwald gibt es viele. Heftige Niederschläge machen die Arbeit zeitweise unmöglich. Die Trockenzeiten und starken Regenfälle verstärken sich durch den Klimawandel, was den Tieren zusetzt. An Ahana Fernandez haben sich „ihre“ Tiere gewöhnt, aber Fressfeinde können die Kolonie vertreiben – dann muss sie beim nächsten Forschungsaufenthalt zunächst eine andere Kolonie finden und behutsam mit ihren Beobachtungen neu beginnen. „Eine Kolonie in einem leerstehenden Haus habe ich über Jahre beobachtet. Leider haben aggressive Treiberameisen ausgerechnet dort ihr provisorisches Nest gebaut und die Fledermäuse vertrieben“, berichtet sie.

Fragt man Ahana Fernandez, weshalb die Kommunikation der Tiere sie so begeistert, erinnert sie sich an ihre Kindheit. Damals liebte sie die Kinderbücher über die Abenteuer von Doktor Dolittle, dem Arzt, der die Sprache der Tiere versteht.

PERSONALIEN

AUSZEICHNUNGEN

Dr. Dogus Darici vom Institut für Anatomie und Molekulare Neurobiologie der Universität Münster hat den mit 50.000 Euro dotierten Landeslehrpreis 2025 des NRW-Ministeriums für Kultur und Wissenschaft erhalten.

Dr. Lena Henning vom Institut für Sportwissenschaft hat für ihre Forschung zur Bewegungs- und Gesundheitsförderung von Kindern den Landesnachwuchspreis der Sportwissenschaft erhalten. Der mit 5.000 Euro dotierte Preis wurde ihr in der Kategorie „Sozial-, Bildungs- und Kulturwissenschaften“ verliehen.

Prof. Dr. Dorothea Sattler ist auf der Vollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken zur Sprecherin des Sachbereichs „Theologie und Kirche“ gewählt worden.

Dr. Maik Bischoff vom Institut für Integrative Zellbiologie und Physiologie erhält für seine herausragenden Leistungen in der frühen wissenschaftlichen Laufbahn den Hilde-Mangoldt-Preis 2026 der Deutschen Gesellschaft für Entwicklungsbiologie. Die Auszeichnung ist mit 5.000 Euro dotiert.

Ein Team des Instituts für Didaktik der Geographie unter der Leitung von **Lisa Wiczorek** hat den dritten Platz beim „Mobilitätspreis.NRW“ 2025 belegt. Das Projekt „Verkehrswende in Essen“, an dem das Institut für Geoinformatik und das Start-up „re:edu“ beteiligt sind, soll Jugendliche dazu animieren, sich mit Fragen der Verkehrsplanung zu befassen.

Anne Muriel Degen, Marleen Övermann und **Sophie Riga** haben ihre Ausbildung an der Universität Münster als Beste ihres Jahrgangs abgeschlossen.

ERNENNUNGEN

Dr. Nihad El-Kayed von der Humboldt-Universität zu Berlin wurde zur Juniorprofessorin für das Fach „Soziologie: Migration, Diversität und gesellschaftlicher Zusammenhalt“ am Institut für Soziologie ernannt.

uni.ms/personalien



AUF EIN STÜCK MOHNKUCHEN

... mit Livia Novi, Koordinatorin und Lektorin am Sprachenzentrum

Längeweile ist für Livia Novi ein Fremdwort. Manchmal, sagt sie, wünsche sie sich mehr Zeit, um in Ruhe alles, was ansteht, zu bearbeiten. Nichtsdestotrotz sei es besonders die Abwechslung und der Austausch mit den Kolleginnen und Kollegen sowie mit den Studierenden, den sie an ihrem Arbeitsalltag schätze. Seit knapp sechs Jahren arbeitet die 60-Jährige als Koordinatorin und Lektorin für Italienisch am Sprachenzentrum der Universität Münster, nachdem sie dort bereits von 2007 bis 2011 die Stelle mit befristeten Verträgen innehatte.

Geboren und aufgewachsen in Rom, studierte sie zunächst in der italienischen Hauptstadt und schrieb sich dann für Geschichte, Literaturwissenschaft und Soziologie in Osnabrück ein. Das Studium schloss sie mit einer Masterarbeit zur historischen Migrationsforschung ab – ein Themengebiet, zu dem sie danach lange forschte. Parallel baute sie sich ein zweites Standbein als Italienischdozentin in der Erwachsenenbildung auf und absolvierte einen Master in Fremdsprachendidaktik. Nach Stationen in Bayreuth und München ist sie seit dem Sommersemester 2020 endgültig in Münster für die Italienischausbildung zuständig. „Italienisch wird weniger unterrichtet als andere romanischen Sprachen, vor allem in den allgemeinbildenden Schulen, obwohl Italien und Deutschland intensive Handelsbeziehungen haben. Und auch beim Tourismus sind beide Länder stark vernetzt“, sagt sie.

Auch deswegen freut es Livia Novi, dass pro Semester rund 350 Studierende aller Fachrichtungen die Italienischkurse besuchen, die das Sprachen-



Foto: Uni MS - Julia Harth

nicht Grammatik und Wortschatz auswendig lernen. Wir wollen ihnen Sprachkompetenzen vermitteln, mit denen sie im Land, auch im akademischen Bereich als Studierende, zurechtkommen“, erläutert sie. Sie mag den Kontakt zu jungen Menschen. „Über die reinen Sprachkenntnisse hinaus möchte ich ihnen die historischen Hintergründe, die Italien geprägt haben, vermitteln. Zudem sollten sie wissen, was in der aktuellen Gesell-

zentrum anbietet. Insbesondere sind es Studierende der Fachbereiche Jura, Medizin und vieler geisteswissenschaftlicher Fächer, die die italienische Sprache und Kultur (kennen-)lernen wollen, auch im Hinblick auf einen Erasmus-Aufenthalt an einer italienischen Universität. Die Zusammenarbeit mit dem Romanischen Seminar ist sehr eng – in ihrer Rolle als Lektorin hat Livia Novi eine Art Brückenfunktion inne und sorgt für Synergien zwischen beiden Einrichtungen, denn die Hälfte ihres Lehrdeputats ist am Romanischen Seminar angesiedelt.

Insgesamt macht die Lehre etwa 50 Prozent der Arbeitszeit von Livia Novi aus. In diesem Semester steht sie jede Woche 16 Stunden im Seminarraum. „Die Studierenden sollen

schaft und Politik los ist, damit sie insgesamt ein besseres Verständnis für das Land bekommen, dessen Sprache und Kultur sie lernen.“

Dass sie am Sprachenzentrum nicht nur Dozentin, sondern zugleich Koordinatorin der Italienischkurse und „UNICert“-Prüfungen (die offizielle Zertifizierung für die Fremdsprachenausbildung an Hochschulen) ist, bedeutet für Livia Novi auch viel Büroarbeit. Sie plant die Kurse, hält den Kontakt zu den Lehrbeauftragten und überlegt, welche Bücher und Lehrmaterialien genutzt werden sollen. Regelmäßig treffen sich alle Koordinatorinnen und Koordinatoren des Sprachenzentrums zu Besprechungen, denn neben Italienisch bietet die Einrichtung viele weitere Sprachkurse wie Deutsch als Fremdsprache, Französisch, Englisch, Spanisch, aber auch Arabisch, Chinesisch, Japanisch oder Türkisch an.

Wichtig für ihre Tätigkeit an der Universität Münster ist auch die (inter-)nationale Zusammenarbeit und Vernetzung. 2010 war Livia Novi an der Gründung der „Associazione Docenti di Italiano in Germania“ (ADI) beteiligt, der Vereinigung der Italienischlehrkräfte in Deutschland. Seit vielen Jahren ist sie im Vorstand aktiv und hat zahlreiche Kontakte zu italienischen Einrichtungen in Deutschland und zu italienischen Universitäten. „Durch die Verbandsarbeit bin ich immer nah an Italien dran, vor allem an den Themen der Fremdsprachendidaktik“, betont sie. „Es ist schön, beruflich viel von der italienischen Sprache und Kultur an Studierende der Universität Münster vermitteln zu können. Ich schätze es als Privileg.“

JULIA HARTH

Mit einem Stück Mohnkuchen im Gepäck besuchen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Stabsstelle Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit für jede Ausgabe Universitätsbeschäftigte, um mit ihnen über Besonderheiten ihres Arbeitsplatzes zu sprechen.

Das Semesterende und die vorlesungsfreie Zeit stehen im Zeichen von Klausuren und Hausarbeiten. Einige Studierende reagieren darauf mit Prokrastination. Um dem übermäßigen Aufschieben zu begegnen, organisierten die Beauftragung Gesundheit des Allgemeinen Studierendenausschusses (AStA) und die Prokrastinationsambulanz der Universität Münster Mitte Januar einen Online-Workshop zu diesem Thema. Das Interesse war groß. Für alle, die nicht teilnehmen konnten, gibt es hier Antworten auf zentrale Fragen zur Prokrastination.

Was ist Prokrastination?

Das lateinische „procrastinare“ bedeutet „auf morgen verschieben“. Doch Prokrastination ist mehr als bloße Sorglosigkeit oder Faulheit. „Es handelt sich um eine ernstzunehmende Arbeitsstörung“, erklärt Stephan Förster, leitender Psychologe der Prokrastinationsambulanz. Betroffene wissen, dass das Aufschieben langfristig Probleme schafft. „Diese Einsicht führt aber nicht automatisch zu einer Verhaltensänderung.“ Anfangs kann das Aufschieben sogar angenehm wirken: Statt die Hausarbeit zu schreiben, treibt man Sport, macht einen Mittagsschlaf, putzt die Wohnung oder greift zum Handy. Das Gehirn lernt dabei zweierlei: Es vermeidet das Unangenehme und holt das Angenehme dazu. „Das ist ein Megaideal für das Gehirn“, betont Stephan Förster. Doch diese doppelte Verstärkung festigt das Verhalten. Die negativen Folgen werden verstärkt, der Leidensdruck wächst. Aus dem „Megaideal“ wird eine „Lose-lose-Situation“: Die eigentliche Aufgabe bleibt unerledigt, und die Ersatzhandlungen bringen keine echte Zufriedenheit.

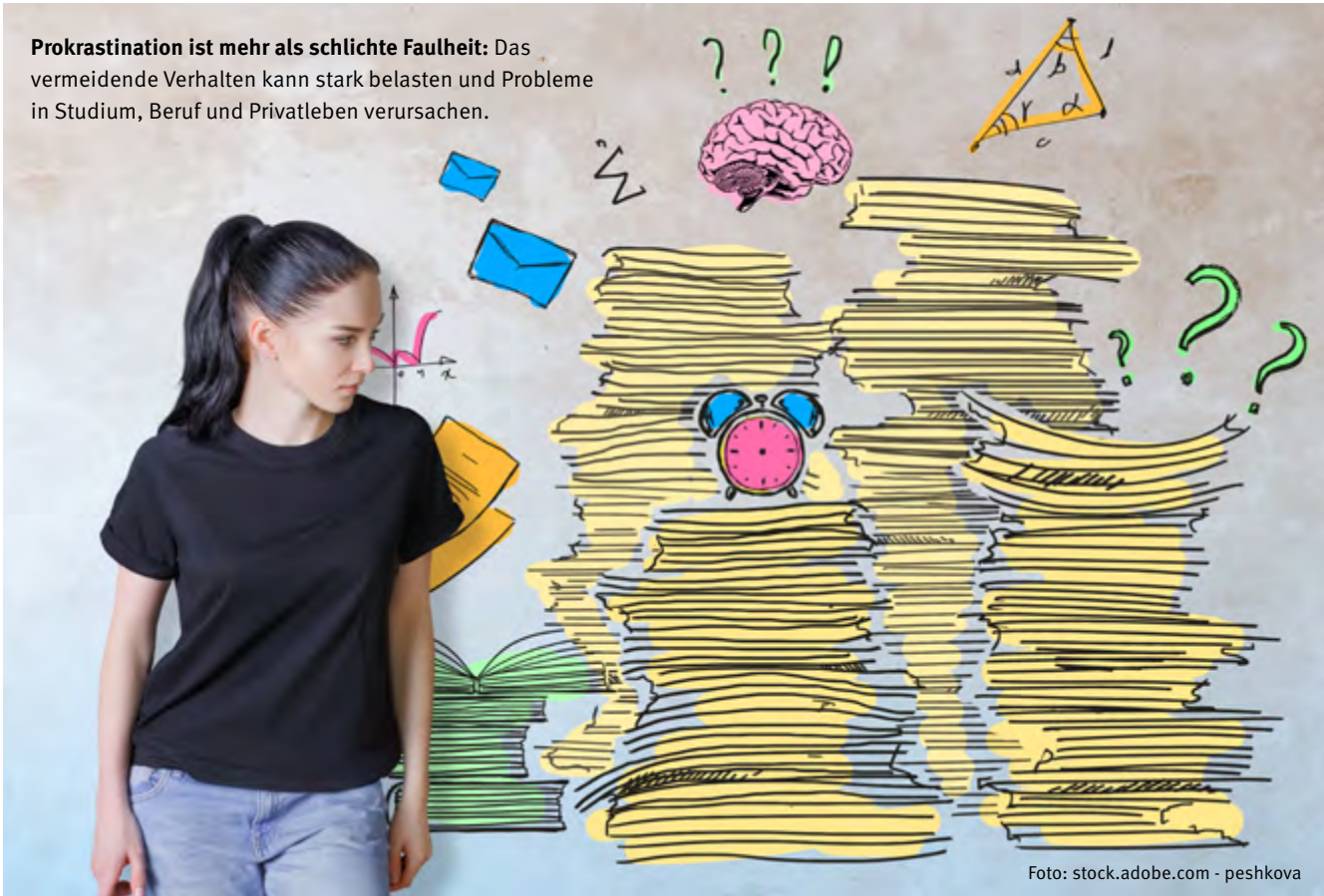
Wer ist besonders betroffen?

Grundsätzlich kann jeder prokrastinieren. Laut Prokrastinationsambulanz weisen etwa sieben bis 14 Prozent der Menschen eine behandlungswürdige Prokrastination auf. Studierende sind besonders anfällig, da viele Studiengänge wenig Struktur bieten. Anders als in der Schule gibt es nur einen losen Rahmen und viele Freiheiten.

Eine Falle mit Ausweg

Die Prokrastinationsambulanz und der AStA unterstützen Studierende im Kampf gegen das Aufschieben

VON ANDRÉ BEDNARZ



Hinzu kommt Leistungsdruck, und am Semesterende ballen sich die Abgabefristen. „Sprechstunden sind oft überfüllt, Bibliotheken voll, und individualisierte Studienverläufe – vor allem im Lehramt oder in den Geistes- und Sozialwissenschaften – fördern die Vereinzelung“, erklärt Annalisa Biehl, Gesundheitsbeauftragte des AStA. „Perfektionismus und Versagensangst begünstigen Prokrastination“, ergänzt Stephan Förster. „Intelligenz spielt dagegen keine Rolle.“

Wann sollte man sich Hilfe holen?

Laut Stephan Förster wird Prokrastination problematisch, wenn sie über mindestens sechs Monate anhält und mehrere Lebensbereiche beeinträchtigt – nicht nur die Klausurenphase. Warnsignale sind sinkende Leistungen, verfehlte Ziele, ein Studienabbruch, Abneigung gegen Aufgaben und psychischer oder körperlicher Leidensdruck, etwa Schlafprobleme oder Magen-Darm-Beschwerden. Ein weiteres Anzeichen ist das Arbeiten auf den letzten Drücker. „Auch wenn man es in

letzter Minute schafft, bleibt der ‚Last-Minute-Rush‘ ein massives Stresserlebnis, das die Problematik verschärfen kann“, warnt Psychotherapeut Stephan Förster.

Was hilft gegen Prokrastination?

Ein erster Schritt kann ein Selbsttest sein, den die Prokrastinationsambulanz online anbietet. Er hilft, Probleme zu erkennen, und gibt Empfehlungen. Bei Bedarf sollte man professionelle Hilfe suchen, da Prokrastination mit psychischen Störungen

wie Depressionen oder Aufmerksamkeitsdefiziten zusammenhängen kann – oder diese begünstigt. Stephan Förster macht Betroffenen jedoch Mut: „Jedes erlernte Verhalten lässt sich auch wieder verlernen.“ Entscheidend sei, konkret und kleinschrittig vorzugehen. Aufgaben sollten in überschaubare Schritte zerlegt und realistisch geplant werden. „Wer sich zu viel vornimmt, riskiert Stress und erneutes Aufschieben.“ Erinnerungshilfen schaffen Verbindlichkeit, Rituale erleichtern den Arbeitseinstieg, und Pausen sorgen für Erholung. „Prokrastination kann man nur überwinden, wenn man seine eigenen Grenzen achtet“, sagt Stephan Förster und rät: „Es ist wichtig, sich auch für kleine Erfolge zu belohnen“. Regelmäßige Überprüfungen helfen, Ziele anzupassen und den Überblick zu behalten.

Welche Hilfsangebote gibt es an der Universität Münster?

Betroffene können sich selbst organisieren oder Unterstützung in der Prokrastinationsambulanz suchen. Das Team um Stephan Förster bietet Präventionsprojekte, Workshops, Seminare und Gastvorträge an. In Sprechstunden erhalten Betroffene eine individuelle Beratung. Bei Bedarf folgen Einzelgespräche – bis zu zehn Sitzungen à 50 Minuten – oder Weitervermittlungen an psychotherapeutische Praxen und weitere externe Stellen. Auch Kleingruppentrainings unter Anleitung gehören zum Angebot. Wichtig: Die Ambulanz richtet sich ausschließlich an Studierende und Beschäftigte der Uni Münster und bietet keine umfassende Psychotherapie an.

Auch der AStA unterstützt dieses Vorgehen. „Dass fast 50 Personen am zweiten Workshop teilgenommen haben, zeigt das Bedürfnis nach Unterstützung und den Wunsch nach einer besseren Selbstorganisation“, betont die AStA-Gesundheitsbeauftragte Jessica Aufderheide. Doch die Verantwortung liege nicht allein bei den Studierenden. „Es braucht zusätzlich bessere Studienbedingungen, um Prokrastination vorzubeugen.“ Unterstützung bei verwandten Themen wie Hausarbeiten oder Studienzweifeln bieten zudem das Schreib-Lese-Zentrum und die Zentrale Studienberatung der Universität an.

Durchblick im „Medizinerlatein“

Serie: Carl Eickmann ist Tutor im Terminologie-Kurs

In der Medizin ist eine präzise und einheitliche Kommunikation unverzichtbar – Missverständnisse könnten fatale Konsequenzen haben. Schließlich ist die genaue Beschreibung von Symptomen oder Verletzungen für eine korrekte Behandlung unerlässlich. Für alle Medizinstudierenden im ersten Semester heißt es deshalb: Terminologie büffeln. An der Medizinischen Fakultät übernehmen ein Dutzend studentische Tutorinnen und Tutoren die Aufgabe, ihren jüngeren Kommilitoninnen und Kommilitonen das „Medizinerlatein“ beizubringen. Einer von ihnen ist Carl Eickmann. „Als ich den Kurs besucht habe, kam mir bereits die Idee, dass ich später selbst Tutor werden könnte. Es ist toll, sein Wissen und Tipps weitergeben zu können“, betont der 23-jährige Sauerländer, der im siebten Semester studiert. Doch zuerst musste er das Physikum absolvieren – das ist Voraussetzung für den Job.

Ein Semester lang leiten die Tutorinnen und Tutoren jede Woche ein 90-minütiges Seminar mit einer Kleingruppe von

etwa 15 Studierenden, bei dem es um Begriffssysteme, Arzt-Patienten-Begegnungen, Deklinationen, Wortkunde oder Wortbildung geht. Wer bereits aus der Schule das Lateinum mitbringt, muss nur den ersten Teil des Kurses besuchen – die abschließende Klausur ist jedoch für alle verpflichtend. Gestellt wird sie von Dr. Hans-Georg Hofer, Professor am Institut für Ethik, Geschichte und Theorie der Medizin, an dem die Tutorinnen und Tutoren als studentische Hilfskräfte angestellt sind.

Grundlage für den Terminologie-Kurs ist ein 120-seitiges Skript, an dem sich alle orientieren und das jede Menge medizinischer Vokabeln enthält. „Wir haben trotzdem etwas freie Hand, können unsere eigenen Materialien erstellen und uns zum Beispiel Übungen überlegen“, erläutert Carl Eickmann. Die medizinische Fachsprache habe ihre Wurzeln vor allem im Lateinischen und Altgriechischen, basiere aber auch auf englischen und französischen Begriffen. Aus eigener Erfahrung wisse er, wo es knifflig werden kann. Sein wichtigstes Ziel: „Möglichst viele sollen die Klausur auf Anhieb bestehen. Das ist eine große Verantwortung, aber auch eine tolle Abwechslung zum Lernalltag, wenn man selbst vorne am Pult steht“.

Und als wären das Medizinstudium und die Arbeit als Tutor nicht schon genug, hat Carl Eickmann im vergangenen Semester sein Talent als Autor entdeckt. Am Institut entstand unter der Herausgeberschaft von Hans-Georg Hofer und Vina Zielonka ein 760 Seiten starker Sammelband zum 100-jährigen Bestehen der münsterschen Universitätsmedizin. Mit einer weiteren studentischen Hilfskraft las er einzelne Kapitel Korrektur, prüfte die Bildrechte und Zitierweisen, erstellte das Personenverzeichnis und kürzte Texte. Schließlich wurde er gefragt, ob er ebenfalls ein Kapitel schreiben wolle. Gesagt, getan: Er widmete sich der Baugeschichte der Medizinischen Fakultät und ihrer Kliniken. „Das Schreiben war herausfordernd, weil es etwas ganz anderes und neu für mich war. Trotzdem war es spannend, mich so intensiv mit der Geschichte der eigenen Disziplin zu befassen“, blickt er zurück. In welche Richtung er sich später spezialisieren möchte, sei hingegen offen. „Ich warte meine Praktika ab und lasse mich überraschen, was auf mich zukommt.“

JULIA HARTH

In der Serie „Mein Studi-Job an der Uni Münster“ stellen wir die Arbeit von studentischen Hilfskräften vor.



Carl Eickmann vermittelt seinen jüngeren Kommilitoninnen und Kommilitonen als Tutor die medizinische Fachsprache. Am Jubiläumsband zum 100-jährigen Bestehen der münsterschen Universitätsmedizin ist er als Autor beteiligt. Foto: Uni MS - Julia Harth

Warum ich Wirtschaftsinformatik studiere ...

Von Anfang an hat mich am Wirtschaftsinformatikstudium die Verbindung von IT und betriebswirtschaftlichen Inhalten gereizt. Mich begeistert, wie Geschäftsprozesse in Unternehmen strukturiert sind, wie sie durch IT unterstützt werden können und dabei Abläufe effizienter und transparenter gestaltet werden. Die Interessen meiner Mits Studierenden sind aber sehr verschieden: Manche begeistern sich stärker für technische Themen, andere für betriebswirtschaftliche Schwerpunkte.

Besonders gut gefällt mir die Praxisnähe des Studiums. Neben den Vorlesungen gibt es praxisorientierte Seminare und Gastvorträge von Unternehmen, die Einblicke in reale Anwendungsfelder geben. Dadurch wird schnell deutlich, wie die theoretischen Inhalte später in der Praxis genutzt werden können.

Wichtig finde ich auch, dass die Berufsperspektiven in der Wirtschaftsinformatik so vielfältig sind. Schon während des Studiums gibt es viele Möglichkeiten, verschiedene Bereiche kennenzulernen. Perspektivisch kann ich mir gut vorstellen, in der IT-Beratung zu arbeiten – in dem Bereich habe ich auch schon ein Praktikum gemacht. Insgesamt bietet mir das Studium die Möglichkeit, meine Interessen an Digitalisierung und Prozessen sinnvoll zu verbinden und mich gleichzeitig flexibel auf unterschiedliche berufliche Wege vorzubereiten.

Lea Kleinekathöfer

Welt- und wortgewandte Juristin

Alumna Stephanie Coßmann ist Mitglied im Vorstand des DAX-Unternehmens Symrise

VON JULIA HARTH

Auf der Karriereleiter hat es Dr. Stephanie Coßmann bis an die Spitze geschafft. Mit 46 Jahren stieg sie in den Vorstand des Chemiekonzerns Lanxess in Köln auf, nachdem sie dort bereits die Personal- und Rechtsabteilung geleitet hatte. Inzwischen ist sie Mitglied im Vorstand der Symrise AG im südniedersächsischen Holzminden – und damit eine der wenigen Frauen in den Führungsetagen der 40 DAX-Unternehmen. Geplant hatte sie diese Karriere nicht, allenfalls erhofft. Die Grundlagen legte sie an der Universität Münster. „Ich war immer offen für Neues und habe Chancen genutzt, die sich ergeben haben“, sagt sie.

Ihr Büro liegt im vierten Stock des Hauptgebäudes von Symrise, einem global führenden Anbieter von Duft- und Geschmacksstoffen mit rund 12.000 Beschäftigten und 92 Standorten weltweit. Der Schreibtisch ist akkurat aufgeräumt, große Fenster dominieren den Raum. Von dort fällt der Blick auf das Werksgelände. In der Ferne ragt die Silhouette des Weserberglands empor. Stephanie Coßmann kennt die Kleinstadt mit Weltkonzern, bei dem sie seit drei Jahren arbeitet, aus Erzählungen der Eltern. Ihr Vater war bei ihrer Geburt als Bundeswehrsoldat in Holzminden stationiert, bevor die Familie nach vielen Stationen in Dülmen landete. Ihr Abitur machte sie in der Nähe von Hannover. „Ich habe gelernt, mich gut und schnell auf neue Umstände einzustellen. Das hat mir auch im Berufsleben geholfen“, erinnert sie sich.

Auch an anderer Stelle habe ihr Vater entscheidenden Einfluss gehabt: Er riet ihr, „etwas Vernünftiges“ zu studieren – sie entschied sich für Jura. „Die Fakultät in Münster hatte einen ausgezeichneten Ruf und war damals bereits international ausgerichtet. Sprachen, fremde Kulturen und ausländische Lebensarten haben mich schon immer fasziniert. Außerdem passte Jura gut zu meinem Gerechtigkeitsfimmel“, erzählt die gebürtige Hannoveranerin und lacht. Sechs Jahre, von 1992 bis 1998, verbrachte sie an der Universität, unterbrochen von einem Auslandsaufenthalt in Paris, später kamen noch Lyon und Singapur hinzu. Sie lernte Spanisch und Russisch am Sprachenzentrum (Englisch und Französisch beherrscht sie ebenfalls fließend), arbeitete zunächst als studentische und später als wissenschaftliche Hilfskraft in einem internationalen Projekt.



Dr. Stephanie Coßmann verantwortet im Symrise-Vorstand die Bereiche Personal, Recht und Nachhaltigkeit und hat immer ein offenes Ohr für ihre Mitmenschen. Foto: Symrise

„Das Jurastudium ist hart. Man schafft es nur mit guten Freunden, die Freud und Leid mit einem teilen“, ist die 52-Jährige überzeugt. Noch immer habe sie engen Kontakt zu ihren Studienfreunden und sei regelmäßig, aber „leider zu selten“, im Münsterland zu Besuch. Die zentrale Lage der Institutsgebäude, die münsterische Fahrradkultur, der Wochenmarkt, die Partys an den Bootshäusern an der Werse und das „JuWi-Fest“ – an all das erinnere sie sich gerne zurück. Bis heute profitiere sie von Fähigkeiten, die sie sich im Studium angeeignet habe, etwa sich komplexe Sachverhalte zu erschließen, Strategien zu entwickeln und sich in harten Zeiten zu motivieren. Ihre Sprachkenntnisse hätten sich als wichtige Türöffner bewährt.

Einen Studienortswechsel zog Stephanie Coßmann nie ernsthaft in Betracht – in Münster „passte einfach alles“. Nach dem Staatsexamen promovierte sie bei Prof. Dr. Reiner Schulze im Zivilrecht und absolvierte parallel dazu das Referendariat in Essen; während dieser Zeit arbeitete sie sowohl in einer Kanzlei als auch am Lehrstuhl ihres Doktorvaters. Anschließend sammelte sie Erfahrungen als Rechtsanwältin, bevor sie 2004 während der Gründungsphase des Unternehmens zur Lanxess AG wechselte. „Als Führungskraft kann ich den Weg meines Unternehmens seither aktiv mitgestalten, das ist eine tolle Erfahrung.“

Dass sie in ihrer Position vor allem von Männern umgeben ist, sei für sie nie ein

Thema gewesen, wenngleich sie die Förderung von Frauen für unabdingbar hält. „Mein Umfeld hat mir immer Vertrauen und Rückendeckung gegeben“, betont sie. Sie entschied sich nicht zwischen Karriere und Familie, sondern für beides, und scheute sich nicht vor Verantwortung. Ihr Erfolgsrezept: „Fleiß, Disziplin und Flexibilität“. Sofern keine Dienstreisen anstehen, arbeitet sie drei Tage pro Woche im Büro in Holzminden, den Rest erledigt sie am heimischen Schreibtisch in Mettmann. „Trotz der hohen Arbeitsbelastung kann ich auf diese Weise für meine Kinder da sein. Homeoffice ist ein Privileg und eine der größten Errungenschaften.“

Gibt es überhaupt einen Arbeitsalltag, wenn man ein Unternehmen von Welt-rang führt? „Die Tage sind durchgeplant und von Sitzungen, Besprechungen und Terminen geprägt. Zeit für inhaltliche Arbeit ist eher in den Abendstunden oder am Wochenende“, berichtet Stephanie Coßmann. Neben geschäftsbezogenen Themen liegen ihr Nachhaltigkeit und die Förderung von Beschäftigten am Herzen, dabei insbesondere die Gleichstellung der Geschlechter und die Vereinbarkeit von Familie und Beruf – auch aufgrund eigener Erfahrungen. Passenderweise verantwortet sie als Arbeitsdirektorin bei Symrise die Bereiche Personal, Recht und Nachhaltigkeit. Ihr ist es wichtig, nah an der Belegschaft zu sein. Das Bild der unnahbaren Chefetage ist ihr fremd. „Der Kontakt und der Austausch mit Menschen ist prägend für meine Arbeit. Ich schätze das sehr. Nur wenn Sie die Belange der Beschäftigten kennen, können Sie ein Team motivieren und die richtigen Entscheidungen treffen“, ist sie überzeugt.

Energie für ihre Arbeit, die eine 40-Stunden-Woche deutlich übersteigt, schöpft sie vor allem bei ihrer Familie und Freunden, bei der Gartenarbeit, aber auch bei langen Spaziergängen mit ihrem Hund, der mit ihr nach Holzminden pendelt. Gelegentlich verabredet sie sich dabei mit neuen oder jungen Beschäftigten. Welche Tipps gibt sie ihnen mit auf den Weg? „Digitalisierung und künstliche Intelligenz verändern die Arbeitswelt rasant. Eine starke Persönlichkeit und Charaktereigenschaften wie Flexibilität, Neugier und Offenheit sind deshalb mindestens genauso wichtig wie das Handwerkszeug, das man im Studium oder in der Ausbildung lernt.“

KURZ GEMELDET

Stiften für die Wissenschaft

Die Universitätsstiftung Münster bietet ein neues Veranstaltungsformat an: „Stiften für die Wissenschaft“ zeigt auf, wie ein Engagement für die Wissenschaft nachhaltig gelingt und sowohl heute als auch in Zukunft mit dem Namen eines Stifters verbunden sein kann. Es werden Grundlagen zur Gründung vermittelt und verschiedene Stiftungsarten vorgestellt. Die Veranstaltung richtet sich an Interessierte, die mit dem Gedanken spielen, mit einer eigenen Stiftung ein bestimmtes Forschungsgebiet zu unterstützen oder die Einbeziehung der Gesellschaft in wissenschaftliche Fragestellungen voranzutreiben. „Stiften für die Wissenschaft“ findet am 23. Februar um 17 Uhr im Kavaliershäuschen am Schlossplatz 6 statt. Um Anmeldung bis zum 19. Februar wird gebeten.

www.uni-muenster.de/Stiftung

Uni dankt 113 ProTalent-Förderern

Rund 300 Gäste, reichlich Musik und ein interessanter Festvortrag: Die diesjährige Stipendienfeier der Universität Münster bot den Förderern und Stipendiaten des ProTalent-Stipendienprogramms ein abwechslungsreiches Programm. Die Lebensläufe der Stipendiaten zeigten nicht nur exzellente akademische Leistungen, sondern auch ein bemerkenswertes Maß an sozialem, gesellschaftlichem und universitärem Engagement, betonte Rektor Prof. Dr. Johannes Wessels. Gleichzeitig dankte er den 113 Förderern für ihre Motivation und ihr Vertrauen. Im aktuellen Förderjahr werden 315 Studierende mit 300 Euro pro Monat unterstützt, die je zur Hälfte vom Bund und einem privaten Förderer finanziert werden.

Im Festvortrag von Prof. Dr. Seraphine Wegner ging es um nichts weniger als um den Ursprung des Lebens – um die Zelle als die kleinste lebende Einheit aller Organismen. Ein weiteres Highlight war die musikalische Begleitung des Abends, die in diesem Jahr ausschließlich ProTalent-Stipendiaten übernahmen.

www.uni-muenster.de/protalent

Anzeige

Ein Sprung über soziale Grenzen

Ferhat Kafali studierte trotz persönlicher Hürden in Münster und Cambridge

Sozioökonomisch benachteiligt: So bezeichnet Ferhat Kafali das Umfeld, in dem er aufgewachsen ist. „Die Biografie meiner Familie ist eine klassische Gastarbeitergeschichte“, erzählt der 27-Jährige. Seine Großeltern kamen aus der Türkei nach Deutschland, um im Koh-

lebergwerk zu arbeiten. Bereits in jungen Jahren hatte er das Gefühl, Verantwortung übernehmen zu müssen. „Wir kommen aus Verhältnissen, die uns einige Möglichkeiten verwehrt haben. Ich hatte somit schon früh den Eindruck, dass ich mein Potenzial nutzen muss“, erinnert er sich.

Als Abiturient nahm ihn ein Freund mit zu einer Vorlesung von Prof. Dr. Milad Karimi vom Zentrum für Islamische Theologie der Universität Münster. Ein einschneidendes Erlebnis für Ferhat Kafali, der sich anschließend entschied, als erster aus seiner Familie zu studieren. Noch heute steht er gelegentlich mit dem Universitätsprofessor in Kontakt.

Während seines Zwei-Fach-Bachelors in Soziologie und islamischer Theologie wurde der gebürtige Lünener mit einem ProTalent-Stipendium unterstützt. „So hatte ich die Möglichkeit, am studentischen Leben teilzunehmen und mir das nötige Equipment für ein erfolgreiches Studium zu kaufen“, sagt er. Vor allem sind ihm aber die damit einhergehenden Vernetzungsangebote mit Förderern und Stipendiaten in guter Erinnerung geblieben. Ferhat Kafalis erste Bewerbung für das Deutschlandstipendium der Universität Münster wurde abgelehnt, was für ihn allerdings keine Niederlage bedeutete. „Von Rückschlägen darf man sich nicht unterkriegen lassen. Ich habe gelernt, damit umzugehen, und es noch einmal probiert – mit Erfolg“, berichtet er.

Diese Einstellung half ihm auch beim nächsten Schritt seiner universitären Lauf-

bahn. Nach dem Bachelorabschluss an der Universität Münster schaffte er es, einen der begehrten Studienplätze an der britischen University of Cambridge zu ergattern. „Es gehörten viele Vorbereitungs-schritte dazu“, erläutert er. „Ich brauchte bereits Kontakte zu Professoren in Cambridge und musste ein Abstract für meine Masterthesis vorlegen.“ Auch die Finanzierung des Studiums musste im Vorfeld gewährleistet sein. Mithilfe mehrerer Stipendien meisterte er auch diesen Schritt und belegte an der prestigeträchtigen britischen Universität den Masterstudiengang „Theology, Religion and Philosophy of Religion“, den er vor einigen Monaten erfolgreich abschloss.

Ferhat Kafali ist stolz auf seine bisherige Karriere. Er will denjenigen, die aus ähnlichen Verhältnissen kommen, Mut machen. „Niemand sollte sich durch die Umstände definieren lassen, in denen er aufwächst“, betont er. „Wer unter schwierigen Bedingungen groß wird, ist schnell verleitet, sich einschüchtern zu lassen. Aber wenn man einen Weg findet, für den man bereit ist, Zeit und Mühe zu investieren, warten am Ende Resultate, mit denen man mehr als zufrieden sein kann.“

TIM ZEMLICKA



Die Tür zum Südflügel des fürstbischöflichen Schlosses kennt Ferhat Kafali sehr gut. In dem Gebäudeteil schrieb er die meisten Prüfungen. Foto: Uni MS - Linus Peikenkamp

UniPrint
Die Druckerei
der Universität Münster
EXKLUSIV für Studierende, Beschäftigte
und Einrichtungen der Uni Münster
► Abschlussarbeiten
► Einladungen
► Urkunden
► Broschüren
► Plakate
► Visitenkarten
► Briefumschläge
► Flyer etc.
Universitätsstr. 18 • 48143 Münster • www.uniprint.uni-muenster.de
uniprint@uni-muenster.de • 0 251 83 - 22 072 / 22 490

FRANKS COPY SHOP
in der Frauenstraße
Frauenstr. 28-29 | 48143 Münster | Tel 0251. 399 48 42 | Fax 0251. 399 48 43

Bücherankauf
Antiquariat
Thomas & Reinhard
Bücherankauf von Emeritis –
Doktoren, Bibliotheken etc.
Telefon (0 23 61) 4 07 35 36
E-Mail: maiss1@web.de

Öffentlicher Vortrag über die Vulkane der Eifel

Können die Vulkane der Eifel wieder erwachen? Zur aktuellen Forschung über diese Frage spricht Prof. Dr. Torsten Dahm vom Helmholtz-Zentrum für Geoforschung (GFZ) am 4. März ab 20 Uhr im H1 des Hörsaalgebäudes am Schlossplatz 46. Der öffentliche Abendvortrag ist Teil der Jahrestagung der Deutschen Geophysikalischen Gesellschaft, die vom 1. bis 5. März in Münster stattfindet.

Verteilte Vulkanfelder sind eine wenig erforschte Form des Vulkanismus innerhalb kontinentaler Platten. Sie zeichnen sich durch eine große Anzahl von Vulkanen und Maaren aus; in den meisten Fällen ist jeder dieser Vulkane nur einmal aktiv. Um die Gefahr durch diese Art des Vulkanismus besser einschätzen zu können, führte das GFZ gemeinsam mit Universitäten und Erdbebendiensten aus Deutschland und Luxemburg ein seismologisches Großexperiment in den Vulkanfeldern der Eifel durch. Dadurch war es erstmals möglich, hochauflösende Untergrunduntersuchungen direkt unter den Vulkanen durchzuführen. Es kamen mehr als 500 seismische Stationen in Kombination mit akustischer Sensorik entlang eines 64 Kilometer langen, ungenutzten Lichtleiterkabels zum Einsatz.

Große Feier zur Reichsgründung

Mit der Abdankung Wilhelms II. und der Gründung der Weimarer Republik war es auch für die Universität Münster nicht mehr opportun, den Geburtstag des Kaisers am 27. Januar zu feiern. An die Stelle des Kaisergeburtstags trat ab 1919 die Reichsgründungsfeier am 18. Januar jedes Jahres. Die Reichsgründungsfeier, mit der man – anachronistisch und durchaus ambivalent – der Gründung des Deutschen Kaiserreichs 1871 gedachte, erfreute sich innerhalb der Universität solch großer Beliebtheit, dass sie Anfang der 1920er-Jahre von der Aula des Universitäts-hauptgebäudes in die Stadthalle an der Neubrückenstraße verlegt werden musste. Sogar die Rektoratsübergaben traten im Rang demgegenüber zurück. Neben einem wissenschaftlichen Festvortrag war die Verleihung von akademischen Preisen ein Höhepunkt der Veranstaltung. Die Professoren erschienen selbstverständlich im Talar, die Vertreter der Studentenkorporationen in ihrer festlichen Bekleidung, dem Wicks.

SABINE HAPP

1919



Diese Eintrittskarte berechnigte zur Teilnahme an der Reichsgründungsfeier am 18. Januar 1926. Foto: Universitätsarchiv, Bestand 4 Nr. 109

DIE NÄCHSTE

wissen/leben

ERSCHEINT AM
1. APRIL 2026

IMPRESSUM

Herausgeber
Der Rektor der Universität Münster

Redaktion
Norbert Robers (verantw.), Julia Harth
Stabsstelle Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit der Universität Münster
Schlossplatz 2, 48149 Münster
Tel. 0251/83-22232
unizeitung@uni-muenster.de

Verlag
Aschendorff Medien GmbH & Co. KG

Druck
Aschendorff Druckzentrum GmbH & Co. KG

Anzeigenverwaltung
Aschendorff Medien GmbH & Co. KG
Tel. 0251/690-4690

Die Zeitung ist das offizielle Organ der Universität Münster. Der Bezugspreis ist im Jahresbeitrag der Universitätsgesellschaft Münster e.V. enthalten.



Anzeige

Digitaldruck

• Diplomarbeiten • Prospekte • Postkarten
• Visitenkarten • Flyer • Einladungen
• Großformatdrucke

Bei Bedarf bekannt
Franken & Franke

Friedrich-Ebert-Straße 118 • 48153 Münster • www.franke-franke.de

VERANSTALTUNGEN & TERMINE

5. Februar 2026
mensch.musik.meisterkurse 2026
Eröffnungskonzert
› 19.30 Uhr, Konzertsaal der Musikhochschule, Ludgeriplatz 1
Abschlusskonzert: 8. Februar, 11.30 Uhr

6. Februar 2026
Betrachtung eines Menschen – Alte Musik über Leben und Sterben Christi
Ensemble Ex Præterito
› 19.30 Uhr, Kreuzkirche, Hoyastraße 12
Weiterer Termin: 15. Februar, 16 Uhr, Petrikerche, Johannisstraße

8./15./22. Februar 2026
Sizilien – Insel der Arethusa
Offene Führungen durch die Sonderausstellung
› jeweils 14.15 Uhr, Archäologisches Museum, Domplatz 20–22
Infos: uni.ms/archmus

8. Februar 2026
Felix Mendelssohn Bartholdy: Paulus Observantenkonzert
› 17 Uhr, Ev. Universitätskirche, Schlaunstraße 3

10. Februar 2026
Ausfahrt mit dem Forschungsschiff SONNE: Auf der Suche nach Vulkanaschen vor der Küste Mittelamerikas
Vortrag von Anuschka Ritzert in der Reihe „Geos unterwegs“
› 19–20 Uhr, Foyer im Geomuseum, Pferdegasse 3
Anmeldung: <https://indico.uni-muenster.de/event/3924/>

11. Februar 2026
Eine magische Nacht ...
Prüfungsshow des Instituts für Sportwissenschaft
› 19.30 Uhr, Universitätssporthalle, Horstmarer Landweg 51

13. Februar / 13. März 2026
Langer Freitag in den Universitätsmuseen
› 10–22 Uhr, Bibelmuseum (Pferdegasse 1) / Geomuseum (Pferdegasse 3), 10–22.45 Uhr, Archäologisches Museum (Domplatz 20–22)

18. Februar 2026
Richard Strauss / Alfred Tennyson: Enoch Arden
Melodram für Sprecher und Klavier
› 19.30 Uhr, Konzertsaal der Musikhochschule, Ludgeriplatz 1

19. Februar 2026
Fagott & Friends
› 19.30 Uhr, Konzertsaal der Musikhochschule, Ludgeriplatz 1

20. Februar 2026
Sprechstunde zur Bestimmung von Gesteins- und Fossilfunden
› 15–17 Uhr, Geomuseum, Pferdegasse 3

21. Februar 2026
Magnetmobil – Entdecke die Magie der Magnetkraft
Q.UNI unterwegs
› 10.15–11.15 Uhr und 11.30–12.30 Uhr (zwei Workshops), Stadtbücherei Münster, Alter Steinweg 11

21./22. Februar 2026
Unberechenbar schön
Tanzperformance von Momentos World
› 20 Uhr, Studiobühne, Domplatz 23
Tickets: info@vinicius.de

23. Februar 2026
Die letzten Reporter
Filmvorführung und Podiumsdiskussion, u. a. mit Kommunikationswissenschaftlerin Prof. Dr. Nina Springer
› 18 Uhr, Cinema, Warendorfer Straße 45
Eintritt: 9,50 Euro

7. März 2026
Frauen und Motoren. Selbstverständlich!
Podiumsgespräch
Veranstalter: Soroptimist-International-Club Münster
› 19 Uhr, Studiobühne, Domplatz 23

10. März 2026
Geologische Reise in die Wiege der Hochkultur – Ägypten
Vortrag von Dr. Haytham El Atfy in der Reihe „Geos unterwegs“
› 19–20 Uhr, Foyer im Geomuseum, Pferdegasse 3
Anmeldung: <https://indico.uni-muenster.de/event/3947/>

12. März 2026
Tech.land Xperience
„Cross-Border Innovation Festival“
› ab 9 Uhr, MCC-Halle Münsterland, Albersloher Weg 32
Infos und Tickets: <https://xperience.techland.org/>

13. März 2026
„Style“ vor 2.500 Jahren: Welche Mode hing im Kleiderschrank der Griechen und Römer?
Vorlesung der Kinder-Uni Münster
› 16.15–17.15 Uhr, Hörsaal H 3, Schlossplatz 46 und per Videoübertragung
Anmeldung: www.kinderuni-muenster.de

22. März 2026
Frühlingserwachen
Führung im Botanischen Garten
› 11–12.30 Uhr, Eingang, Schlossgarten 5
Anmeldung: uni.ms/4xljq

26. März 2026
Banned Books in Conversation
Book Talk mit Aline Franzus: Maia Kobabe's Gender Queer (2019)
› 18 Uhr, Café SpecOps, Aegidiimarkt 5

27. März 2026
Gitarrenwochenende (Auftrittskonzert)
› 18 Uhr, Konzertsaal der Musikhochschule, Ludgeriplatz 1
Abschlusskonzert: 29. März, 15 Uhr

28. März 2026
Drehkino – Wie Bilder laufen lernen
Q.UNI unterwegs
› 10.15–11.15 Uhr / 11.30–12.30 Uhr, Stadtbücherei Münster, Alter Steinweg 11

Alle Angaben ohne Gewähr. Bitte prüfen Sie vor Beginn, ob die Veranstaltungen stattfinden. Weitere Termine finden Sie online.
uni.ms/veranstaltungen

UNI - GLOSSAR

Postdocs (im Deutschen auch Postdoktorandinnen und -doktoranden) sind Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die nach erfolgreicher Beendigung einer Promotion den Doktorgrad erlangt haben. Im Englischen ist Postdoc die Kurzbezeichnung von „Postdoctoral scholar“ oder „Postdoctoral researcher“. Postdoktoranden sind an einer Universität oder einem Institut befristet tätig, zumeist sind diese Stellen durch Drittmittel finanziert. Die Anstellung umfasst in der Regel einen Zeitraum von sechs Monaten bis zu sechs Jahren; typisch sind zwei Jahre. In den meisten Ländern gibt es spezifische Stipendien für Ausland-Postdocs. Insbesondere in den Naturwissenschaften – speziell in der Grundlagenforschung – kann es notwendig sein, statt einer festen Anstellung eine oder mehrere Postdoc-Stellen nacheinander anzunehmen. Folgende Aspekte stehen dabei meist im Vordergrund: Eine unbefristete Stelle steht oft nicht zur Verfügung; die wissenschaftlichen Kenntnisse und Fertigkeiten sollen vertieft und die

Publikationsliste erweitert werden; die Postdocs sollen Erfahrung sammeln, vorzugsweise bei bekannten Wissenschaftlern im betreffenden Fachgebiet, möglichst an einer anderen Universität im In- oder Ausland. Wenn in der akademischen Laufbahn eine Habilitation und letztlich eine Professur angestrebt wird, ist eine Anstellung im Ausland oft ein notwendiger Schritt – vor allem in den Naturwissenschaften. Typischerweise arbeiten Postdocs an eigenen Forschungsprojekten, publizieren wissenschaftliche Artikel und präsentieren ihre Ergebnisse und Erkenntnisse auf Konferenzen. Ferner können sie auch Lehrverpflichtungen haben und Studierende oder Doktorandinnen und Doktoranden betreuen. Eine Anlaufstelle für Postdocs an der Universität Münster ist das Postdoc Network Münster. Hier finden Postdoktoranden aller Disziplinen ein gemeinsames Netzwerk, um Kontakte zu knüpfen und nützliche berufliche Fähigkeiten zu entwickeln.

Post-doc, die/der